

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

VI. Jahrg.

Düsseldorf, September 1926

Heft 6

Reichsehrenmal?

„Ich glaube, daß die Heldenehrung, die in jeder verschiedenen Epoche der Welt auf andere Weise geschieht, die Seele aller sozialen Verhältnisse unter den Menschen ist, und daß die Art und Weise, wie sie wohl oder übel stattfindet, einen genauen Maßstab für den Grad von Wohl- oder Übelbefinden abgibt, welcher in den Angelegenheiten der Welt obwaltet.“

(Carlyle, Helten und Heltenverehrung.)

Der Kampf um die Heldengedächtnisstätte ist auf der ganzen Linie entbrannt. Von überallher regnet es Resolutionen, empörte Gegenentschlüsse, Gutachten von berufenen und sich selbst berufenden Seiten. Das Rheinland, „die Brust Deutschlands“, Thüringen, „das Herz“, Potsdam, „der Geist des alten“, Weimar, „die Seele des neuen Deutschen Reiches“ kämpfen erbittert gegeneinander und — benutzen die Gelegenheit, um häßliche Seitenhiebe gegen „überflüssige oder zweitlinige sonstige Organe“ unseres Volkskörpers auszuverteilen. Man kann nicht umhin festzustellen, daß diese Art und Weise, mit der man sich in einer Brust, Herz und Seele gleich nahegehenden Angelegenheit den Rang abzulaufen versucht, wirklich nicht geeignet ist, einen erhebenden „Maßstab für den Grad von Wohl- oder Übelbefinden abzugeben, welcher in unseren deutschen Angelegenheiten obwaltet“.

Eins könnte bis zu einem gewissen Grade wieder versöhnen: wenn man bei diesen Kämpfen unbedingt das Gefühl des selbstlosen Eintretens für eine würdige Gefallenenehrung hätte. Obwohl gerade hier starke Zweifel berechtigt sind.

Ein Beispiel, das man den ganzen Begleitumständen nach als typisch ansprechen darf, mag die Berechtigung zu Zweifeln stützen. Jeder wird sich der Feierlichkeit erinnern, mit der im Oktober vorigen Jahres die Überführung Richthofens aus Feindesland und seine Beisetzung in deutscher Heimat Erde erfolgte. Ich möchte nicht zählen, wie oft bei dieser Gelegenheit in der Presse, bei der Fahrt des Trauerzuges quer durch Deutschland, anlässlich der Beisetzung auf dem Invalidenfriedhof in Berlin die Worte „ewig unvergänglich“ gefallen sind. Ein vor kurzem in der „Berliner Borsenzeitung“ veröffentlichter Artikel mag die Relativität der Ewigkeitsbegriffe und — das Ausmaß der geistigen Verankerung einer deutschen „Heldenehrung“ beleuchten:

Das Grab Richthofens.

„Sonntagmorgen, strahlender Sonnenschein, die Ämseln und Stare musizieren in den Wipfeln der alten Bäume, unter denen so mancher deutsche Held von seinen Taten fürs Vaterland ausruht. Am Eingang zum Invalidenfriedhof in der Scharnhorststraße

weist mir der alte Invalide im blauen Uniformüberrock und dem Stelzbem den Weg zum Grabe, das ich besuchen will. Zweiter Hauptgang rechts, fünftes Grab links. Ich finde die Stelle nicht gleich, man übersieht sie. Ein schmaler, kurzer, schlecht bewachsener Hügel, am Kopfende das seinerzeit im Felde von Feindeshand errichtete schlichte schwarze Kreuz mit der Aufschrift: „Richthofen, von Baron, Capitaine“, — das ist die letzte Ruhestätte von Deutschlands größtem Helden. Auf dem Grabe als einziger Schmuck drei verdorrte Blumensträußchen in drei verrosteten Konservendbüchsen. — Oh, Manfred von Richthofen, das ist Deutschlands Dank für dein Heldentum, deine über alles gehende Vaterlandsliebe, deinen Todesmut. Wie konnte dich deine Heimat, dein Vaterland so schnell vergessen!

Wo seid ihr, Kameraden, die ihr im Felde unter seinem Befehl geflogen seid, wo seid ihr, Frontsoldaten, die ihr bei dem erhebenden Leichenbegängnis mit unserem Generalfeldmarschall zusammen an seiner offenen Gruft gestanden habt? Den teuren Toten nicht zu vergessen ist eure Ehrenpflicht. Haltet ihm Treue auch über den Tod hinaus. Wandert zu ihm, schmückt ihm sein Grab mit Blumen, nehmt eure Söhne mit und erzählt ihnen von den Heldentaten Manfred von Richthofens.“

Eine an gleicher Stelle erschienene Erwiderung vom „Ring der Flieger“ umgeht den Kern der Vorwürfe. Verrostete Konservendbüchsen, schlecht bewachsener Hügel, das von Feindeshand (!) vor fast Jahresfrist errichtete schlichte Kreuz sind auch mit dem besten Willen des Verstehens nicht durch „monatelange Vorbereitungsarbeit eines Ausschusses zur endgültigen Ausschmückung des Grabes“, durch „fehlende Genehmigung der Familie“, durch „Mißlingen eines langwierigen (!) Versuches, die Reichs- und Staatsbehörden für eine Beteiligung bei Schaffung eines Denkmals zu gewinnen (!!)\", zu entschuldigen.

Es ist in diesem Zusammenhang unerheblich, wer die Schuld an diesem unerfreulichen Zustand trägt. Die Tatsache allein ist beschämend genug für den Unterschied zwischen Theorie und Praxis.

Wenn dieser Hügel, mitten im Herzen von Berlin gelegen, die sterblichen Reste eines unserer größten Helden umschließend und daher nach Lage und Bedeutung zu einer Wallfahrtsstätte berufen, schon nach Jahresfrist gesucht werden muß, um dann in einem derartigen Zustande aufgefunden zu werden, dann müssen Zweifel am seelischen Gehalt der Forderung nach einer „gewaltigen, monumentalen Heldengedächtnisstätte“ kommen. Man kann nicht umhin, der kürzlich geäußerten Vermutung der Kölnischen Zeitung beizupflichten, daß „die ganze Angelegenheit schon mehr oder weniger den Anschein erhalten hat, mehr Mittel zum Zweck — Fremdenwerbung und materielle Vorteile — als bedingungslose Heldenehrung zu sein“!

Nach dem Zweifel an der seelischen Verankerung der Forderung sei das materielle Fundament — und wer kann heute auf materielle Grundlagen verzichten? — umrissen. Welcher Vater, welche Mutter, welche Witwe, welcher Freund, welcher Arbeiter, welcher Angestellter ist heute in der Lage, vom Ost-, Süd-, Nord- oder Westgau unseres deutschen Vaterlandes eine Wallfahrt zu einem irgendwo errichteten Nationalheiligtum für die Gefallenen zu unternehmen?

Die Bejahung oder Verneinung schließt das Recht oder die Nichtberechtigung einer Zentralgedächtnisstätte in sich.

Für den ehrlich Prüfenden kann die Antwort nicht schwer sein: den Millionen unserer Volksgenossen gegenüber, die aus materiellen Gründen vom Besuch ausgeschlossen wären, ist die Ausführung in der geplanten Form nicht zu verantworten.

Nach diesem grundsätzlichen Ergebnis, das vorweg genommen werden mußte, um die Hochflut der ohnehin zu erwartenden Einwendungen bis zu einem gewissen Grade einzudämmen, ist nunmehr der Weg frei zur Klärung der Hauptfrage: Können wir uns den Luxus einer Nur-Wallfahrtsstätte leisten? Und: Trifft eine versteinerte Gedächtnisstätte den Sinn wahrhafter Heldenverehrung?

Um nicht schon einmal Geprägtes in eine andere Form gießen zu müssen, sei ein Artikel des Unterzeichneten hierhergestellt, der vor mehr als fünf Jahren mit der oben angeführten Einleitung von Carlyle im „Tag“ erschienen ist und damals lebhaft umkämpft wurde.

Heldenverehrung!

Ein Mahnruf an die überlebenden Mitstreiter.

„Überall regt es sich, um Ehrendenkmäler und Weihestätten zum Gedächtnis der Gefallenen zu errichten. Von allen Seiten wird um Spenden zum Bau dieser Denkmäler gebeten.

Im vollen Bewußtsein der Tragweite meines Rufes und des verschiedenartigen Echos, das er — auch an Stellen, wohin er nicht gerichtet ist — auslösen wird, halte ich euch, den Waffenbrüdern und Freunden der Gefallenen, die Frage vor:

Heißt es den Sinn des Sterbens im Weltkriege verstehen und ehren durch ein nutzloses Bauwerk aus Stein, wenn Tausende und aber Tausende von Verstümmelten und Zerkleuten, die zwar nicht ihr Leibes, aber doch ihr Bestes, ihren gesunden Leib auf dem Altar des Vaterlandes opferten, vergessen, in Lumpen gehüllt, heimatlos durch die Straßen irren?

Heißt es im Sinne unserer toten Kameraden handeln, wenn wir Geld sammeln und verbrauchen für

ein Denkmal, das in seiner geplanten Form zu nichts nütze ist, und das, — wirken nicht andere Kräfte mit, um das Gedächtnis der Toten zu bewahren und zu ehren, — seinerseits nur ein ewig starres, unfruchtbares „Denk-Mal“ sein würde?

Heißt es nicht weit mehr den Geist gemeinsamen Sterbens und Leidens, die unzerreißbare Blutsbrüderschaft zwischen Toten und Lebenden des großen Krieges, das Füreinandereinstehen bis in den Tod und über den Tod hinaus begreifen, wenn wir den unseren Toten gebührenden Dank an ihrer Stelle den überlebenden und bedürftigen Kameraden oder den Hinterbliebenen der Gefallenen darbringen? Wenn wir die Mittel sammeln für eine Gedächtnishalle voll lebendigen, segensreichen Wirkens, frei von toter starrer Unfruchtbarkeit, wenn wir die Mittel verwenden für eine gewaltige, großzügig angelegte Waisen- und Invalidenheimstätte, um in einmütigem Zusammenwirken einer Ehrenpflicht der Nation zu genügen, die der Staat nur unvollständig zu erfüllen in der Lage ist?

Wir waren einst durch gemeinsame seelische und körperliche Not zusammengeschweißte Kampfgesellen auf der Lebensfahrt eines Volkes. Soll die Verbundenheit zerrissen sein, wo der Weg plötzlich aufzuhören scheint und in jähem Fall ein Abgrund sich vor uns auftut?

Wir waren einst ein Volk von Brüdern. Soll jetzt, gerade jetzt die Brüderschaft unter den Lebenden vergessen sein? Sollen wir uns wieder einer an dem anderen kalt und fremd vorüberstreifen lassen?

Ihr, die ihr einen Bruder oder einen Freund verloren habt und zweifelt, versucht noch einmal, mit ihm geistige Zwiesprache zu halten, fragt ihn, ob er will, daß ihr ihm einen steinernen Altar errichtet, auf dem euer Gedenken zwecklos verraucht!

Er wird euch antworten:

„Totenklage ist ein arger Totendienst! Wollt ihr eure Toten zu Gespenstern machen, oder wollt ihr uns Heimatrecht geben, indem ihr uns im Volke weiterleben laßt?“

Wollt ihr, daß einer, der mit in der Not des Kampfes Freund und Bruder wurde, hungernd, frierend, in dumpfem Groll auf sein Deutschland flucht, für das er mit seiner Gesundheit eingetreten ist und das ihn nun vergessen hat? Wollt ihr, daß die Kinder der Gefallenen, ein Teil der Zukunft unseres Volkes, in ihrer Entwicklung verkümmern, nur weil der Vater für euch starb?

Unfruchtbare Totenklage ist ein arger Totendienst. Gedenkt meiner Kameraden, gedenkt ihrer Kinder und sorgt für sie! Dann, aber nur dann gedenkt ihr meiner so, wie ich es mir wünsche. Was ihr an den geringsten meiner Waffengefährten tut, das tut ihr an mir!“

So und nicht anders wird der Freund und Bruder zu euch sprechen, und wenn ihr ihn so ehren wollt, wie er es wünscht, müßt ihr auf seine Stimme hören.

... Wenn ihr aber glaubt, daß die Verinnerlichung des Gedankens an die Toten so weit aus der deutschen Seele geschwunden ist, daß eure Gedanken sich nicht ohne ein monumentales Bauwerk zu den Höhen Walhalls emporranken können, dann mögen die Opferfeuer des deutschen Volkes für die toten Brüder jenseits der tiefen Nacht einmal in jedem Jahre von den Zinnen des Völkerschlachtdenkmal's gen Himmel lodern, und die einzelnen Glieder des deutschen Volkes mögen in

ihren Kirchen und an ihren Andachtsstätten zur gleichen Stunde im ganzen weiten Vaterland der Gefallenen gedenken!

Dauerndes, äußeres Zeichen der Heldenverehrung sei aber nicht wolkenstürmender, unfruchtbarer Granit, sondern ein im Sinne der Toten lebenbefruchtendes Wahrzeichen des Dankes an die überlebenden Opfer des großen Krieges, den Toten zum Gedächtnis, den Überlebenden zu ehrendem Dank, dem heranwachsenden Geschlecht ein Beispiel lebendiger fruchtbarer Heldenverehrung!

Es scheint, als ob sich die Verhältnisse in dem dazwischenliegenden halben Jahrzehnt nicht so grundlegend verändert hätten, daß man die darin ausgesprochenen Gedanken als veraltet und überlebt ansprechen kann. Wie man das Wahrzeichen ausbaut, konkret gesprochen: ob man eine Invalidenstätte oder ein Erziehungsheim für Kinder der Gefallenen und der Schwerkriegsbeschädigten errichtet, ob man eine Nationalspende zur Errichtung von Jugendferienheimen — Dank den Wandervögeln,

die darin führend vorangegangen sind, zum Gedächtnis und im Sinne ihres — wirklich unvergessenen! — geistigen Führers Walter Flex, der ihnen einst zurief:

„Der Bruder, der den Acker pflügt,
Ist mir ein Denkmal wohlgefügt;
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,
Ein Blümlein überm Grab mir pflügt.
Die Büblein schlank, die Dirnlein rank,
Blühen mir als Totengärtlein Dank.
Blüh, Deutschland, überm Grabe mein,
Jung, stark und schön als Heldenhain!“ —

oder eine Gedächtnisstiftung zur Unterstützung und weiteren Ausbildung hervorragend begabter, unbemittelter Schüler begründet, ist eine Frage zweiter Ordnung. Die Grundvoraussetzung für eine Ehrung im Sinne der Gefallenen, die ihr Leben im Glauben an Deutschlands Zukunft geopfert haben, kann und darf aber nur ein zukunftsbefruchtendes Wahrzeichen sein, dem heranwachsenden Geschlecht ein Beispiel „lebensdebus.“

Der Ingenieur als Erzieher.

Vortrag, gehalten im Institut für technische Arbeitsschulung in Gelsenkirchen
von Prof. Dr. Ernst Horneffer, Gießen.

I.

Hochgeehrte Versammlung! Der Auftrag, dem Gedanken des Deutschen Instituts für technische Arbeitsschulung Ausdruck zu leihen, ist sehr bedeutungsvoll, und ich empfinde die Schwierigkeit der mir gestellten Aufgabe. Auf den ersten Blick scheint die Gründung von Lehrwerkstätten für die künftigen Arbeiter, die Heranbildung einer geschulten Arbeiterjugend, die wohl vorbereitet in ihren verantwortungsreichen Beruf eintreten soll, als etwas Einfaches und Schlichtes. Von Gelsenkirchen aus hat unter tatkräftiger Führung dieser Gedanke in überraschend kurzer Zeit weite Kreise gezogen und an zahlreichen Stellen Nachahmung gefunden. Und was das besonders Erfreuliche an dieser Erscheinung ausmacht, ist die Tatsache, daß ein fester, einheitlicher Zusammenhang alle diese Unternehmungen umschließt, so daß sie von einem gemeinsamen Geiste geleitet und durchdrungen werden. Auf diese Weise ist der Gefahr vorgebeugt, daß die verheißungsvolle Bewegung sich von Anfang an zersplittert. Alle Stärke im Menschenleben beruht auf der Einheitlichkeit der Kräfte. Dies trifft auch für geistige Zwecke zu, die Zielsicherheit und Planmäßigkeit nicht vermissen lassen dürfen, wenn sie zu Erfolgen führen sollen.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit kann die Bewegung, welche zur Schöpfung solcher Schulen für Arbeiter geführt hat, auf erfolgreiche Leistungen blicken und die Zweifler auf diese Erfolge hinweisen. Die schnelle Ausbreitung des Gedankens offenbart, daß hier tatsächlich ein Bedürfnis vorhanden war, eine bislang ungesehene Aufgabe ergriffen wurde. Und die Notwendigkeit dieser Einrichtung wird immer erkennbarer werden, so daß wir auch für die Zukunft unbesorgt auf die Erhaltung und Festigung der geschaffenen Einrichtung rechnen dürfen.

Damit aber scheint der Sinn und Wert des Instituts für technische Arbeitsschulung auch erschöpft zu sein. Nur die weitere Ausbreitung und die innerliche Stär-

kung des Gedankens scheinen als Aufgabe übrig zu bleiben, die nach dem glücklichen Anfang weiterzuführen ist.

Was bedarf es da noch einer tieferen Begründung und Auslegung dieses Gedankens, namentlich von philosophischer Seite! Aus der Praxis ist der Gedanke geboren, in der Praxis wird er sich weiter bewähren. Was soll die graue Theorie hier noch hinzufügen? Könnte sie nicht möglicherweise das tatkräftige Schaffen verwirren und beeinträchtigen?

Allein der Gedanke, der in diesem Institut und in den aus ihm hervorgegangenen Lehrwerkstätten zur Erscheinung drängt, ist nicht so einfach und anspruchslos, wie es beim ersten Eindruck sich ausnimmt. Es liegt in diesen bescheidenen Gründungen, die sich ohne viel Geräusch, abseits von den großen und mächtigen Strömungen der Zeit, in aller Stille vollzogen haben, ein hochbedeutungsvoller Gedanke verborgen, der hierin nur seine ersten und jungen zarten Reime entfaltet, der damit nur einen Anfang zu seiner Verwirklichung nimmt, dem aber noch eine weitere und reichere Ausbildung beschieden, ein Gedanke, der bestimmt ist, eine neue Zeit, eine andere Gestaltung der menschlichen Dinge heraufzuführen. Und der Deuter dieses allgemeinen, noch unausgeschöpften Gedankens zu werden, seinen geheimen Ursprung und dessen fortzeugende Kraft aufzudecken — das ist mein Beruf in dieser Stunde.

Nielsche sagt einmal: „Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt, unhörbar dreht sie sich.“ Und an anderer Stelle: „Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt.“

Noch ist im deutschen Volke, auch in der deutschen Wirtschaft der schöpferische Geist nicht erloschen. Je schwerer, wuchtiger, bedrohlicher die Fragen sind, die uns umringen, desto kühner und entschlossener werden wir sie in Angriff nehmen, um sie zu bewältigen.

Die Wirtschaft steht an einem großen Wendepunkt. Etwas völlig Neues, bislang Übersehenes ringt um Anerkennung, erzwingt sich die Würdigung, die ihm lange vorenthalten war. Was sich im Geltungsbereich der Wirtschaft in den Vordergrund drängt, ist nichts Geringeres als der Mensch. Die Entdeckung des Menschen unter den Kräften, die die Wirtschaft bilden, ist der eigentümliche und überraschende Vorgang, der den Charakter unserer Zeit bestimmt, dies ist nach aller Verwirrung des Umsturzes der große und gewichtige Gedanke, der sich emporringt. Nicht von einem Manne und an einer Stelle, auch nicht von irgendeiner Gruppe der in der Wirtschaft tätigen Kreise geht dieser Gedanke aus. Von allen Seiten her erschallt plötzlich der gleiche Ruf, nicht den Menschen in der Wirtschaft zu vergessen, dem Menschen in der Wirtschaft den ihm gebührenden Platz einzuräumen und die notwendige Fürsorge zu widmen. Diese vielfachen zerstreuten Forderungen müssen in einem Kraftstrom gesammelt werden, damit es nicht bei bloßen Wünschen verbleibt, sondern eine einheitliche Leistung, eine befreiende Tat vollbracht wird, die diesen Anregungen und Erwartungen entspricht und dadurch eine neue Epoche in unserer wirtschaftlichen Entwicklung heraufführt. Denn die entscheidenden Wendungen im geschichtlichen Leben sind nicht die neuen Aufgaben und Aussichten — diese bringen nur eine andere Richtung, einen neuen Ansatz und Einsatz der Kräfte —, sondern die wahren Entscheidungen hängen an wirklichen Werken und vollbrachten Taten, die aus solcher neuen Richtung und Anspannung der Kräfte hervorgehen. Wir hegen die Hoffnung, daß aus dem hier geschaffenen Institut solche siegreiche, durchschlagende und befreiende Tat dank dem freudigen und tatkräftigen Streben entspringen werde.

Was ist zuletzt der Sinn und Zweck der Wirtschaft? Kein Zweifel: die Erzeugung von Gütern. Die Wirtschaft kann aber diese Werte aus den Gebilden der Natur, der anorganischen wie der organischen, nur ans Licht ziehen, in eine den menschlichen Bedürfnissen entsprechende Gestalt bringen durch den Einsatz menschlicher Kräfte. Eine unermessliche Schar, einen gewaltigen Heereszug von Menschenkräften sendet sie aus, um diese Eroberung der Natur zu vollbringen. Mit wunderbar durchdachter Verteilung wie bei einem großen Feldzuge muß sie die reichen, vielfältigen Arten menschlicher Fähigkeiten ins Spiel bringen, um mit tausend und aber tausend einzelnen Bemühungen das große Gesamtwerk, das große Hauptziel zu erreichen: die Bewältigung der Natur im Dienste des Menschen.

Es sind demnach zwei große und allgemeine Kräfte und Kraftgebiete, mit denen die Wirtschaft schaltet: die Materie und der Mensch. Für die Wirtschaft im engeren Sinne sind beide Kräfte nur Werkzeuge, Organe. Das muß offen ausgesprochen werden. Alle Verheimlichung und Verschleierung von Wahrheiten ist vom Übel und zieht schlimme Folgen nach sich. Es ist beklagenswerte Schwäche, wenn man vor harten Einsichten — und die Erkenntnis der Wahrheit ist oft hart — zurückschreckt und sie zu übertünchen sucht. Der Zweck der Wirtschaft als solcher, ihr oberstes und einziges Ziel ist und bleibt die Erzeugung von Gütern, und zwar eine „wirtschaftliche“ Erzeugung. Nun ist aber das gesamte Leben des Menschen wie der Natur auf Wachstum eingestellt. Wenn dieses Wachstum nicht mehr erfolgt, ist das langsame Absinken zum Untergange, das Hinsiechen und zuletzt Absterben unvermeidbar. Deshalb

muß die Gütererzeugung der Wirtschaft nicht nur soweit erfolgreich sein, um die geschaffenen und in Tätigkeit befindlichen Werke aufrechtzuerhalten, deren Erträgnisse zur Verteilung gelangen. Vielmehr müssen, soll die Wirtschaft gesund und lebenskräftig bleiben, bedeutende Überschüsse erzielt werden, die für die Gründung und den Ausbau neuer Werke unentbehrlich sind und das Wachstum der Wirtschaft allein ermöglichen können. Das bedeutet also, daß Kapital gebildet werden muß über das unmittelbare Bedürfnis des Augenblickes hinaus. In welcher Hände Macht dieses Kapital gelegt ist, ob in den Besitz und die selbstverantwortliche Entscheidung einzelner Weniger oder in die Hand von Verbänden oder gar des größten Verbandes, des Staates, das ist gegenüber der Hauptfrage der Kapitalbildung nebensächlich.

Es ist erforderlich, diese einfachen Grundwahrheiten, die immer wieder verrückt und verdeckt werden, furchtlos auszusprechen. Innerhalb der Wirtschaft ist der Mensch, wenn die Wirtschaft nicht ihren Zweck verfehlen soll, Organ wie die Materie, welcher mit Hilfe der Menschenkräfte die wirtschaftlichen Werte abgerungen werden sollen. Außerhalb der Wirtschaft mag jeder Mensch, auch der Unscheinbarste, seinen Selbstwert haben, im Staate und in der Religion, vor der zeitlichen und vor der ewigen Macht. In der Wirtschaft wird der Mensch eingeordnet in eine sachliche, über seine Persönlichkeit hinaus wirkende und hinaus zielende Aufgabe.

Mit dieser Feststellung wird durchaus nicht dem Mißbrauch der Menschenkräfte innerhalb der Wirtschaft Tür und Tor geöffnet. Im Gegenteil: wenn die Wirtschaft „wirtschaftlich“ verfahren will, muß sie recht haushälterisch mit der Materie, den Naturstoffen, umgehen, die sie bearbeitet, und noch viel, viel haushälterischer, behutsamer und weiser mit den Menschenkräften, damit diese nicht durch unrichtige Einstellung und Überanstrengung verzehrt, vergeudet, verdorben werden. Tut sie dies nicht, dann bringt sie sich selbst um, dann versperren sie sich ihre eigene Weiterentwicklung, ihr Wachstum und damit das Wachstum des Menschengeschlechtes überhaupt.

Wenn wir das Gesagte überschauen, ergibt sich, daß die Wirtschaft eine doppelte Blickrichtung braucht: auf die Materie hin und auf den Menschen hin, den sie zur Eroberung der Materie ausschickt und organisiert. Es ist vollkommen begreiflich, daß die Wirtschaft zunächst die ganze Aufmerksamkeit und Kraft auf das Material gerichtet hat. Denn die spröde geheimnisvolle Materie setzt der Beherrschung durch den Menschen einen ungeheuren Widerstand entgegen. Ehemals kannte man nur einen Weg, zum Ziel zu kommen: die Beschwörung, die Zauberei, die Magie. Wir wissen, daß dieser abenteuerliche Versuch keine Ergebnisse erzielen konnte. Und doch dürfen wir nicht undankbar gegen unsere Verfahren sein, die sich jahrhundertlang bemühten, auf diesem Wege der Natur ihre Geheimnisse abzurufen. Denn diese Beschwörungsversuche nötigten zu einer gründlichen Beobachtung der Naturvorgänge und riefen bereits das wissenschaftliche Experiment herbei, um den geheimen Kräften auf die Spur zu kommen.

Nach Abstreifung der magischen Ziele erwuchs daraus die nüchterne Wissenschaft. Diese hat mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit sich den Eintritt in die Werkstätte der Natur erzwungen. Eine Entdeckung rief immer die andere nach sich, ein Sieg folgte dem anderen. Jeden Tag sieht der Mensch des letzten Jahrhunderts sich vor

neue Überraschungen gestellt, die ihm immer wieder ein neues oder weiteres Feld der Naturbeherrschung und Naturverwertung aufstun. Und was das Bewundernswerteste ist: diese Entdeckerkunst, diese schöpferische Naturbemeisterung ist auch nicht durch das entsetzliche Schicksal des Krieges gelähmt und entmutigt worden. Im Gegenteil: die Niederlage und Not unseres Volkes scheint den Erfindergeist nur noch mehr anzuspornen, um durch geistige Errungenschaften, die sich in wirtschaftliche Werte umsetzen sollen, ein wenig das furchtbare Unglück auszugleichen.

Diese stürmische Entwicklung der neueren Naturwissenschaft und der mit ihr verbundenen Technik macht es verständlich und verzeihlich, daß die Führer der Wirtschaft zunächst ihre Überlegung und Kraft fast ausschließlich der technischen Seite der Wirtschaft, der Bewältigung der Materie zuwandten. Sie wurden notwendig und unwillkürlich in diesen mächtigen Strom hineingerissen. Da durfte keinen Tag etwas versäumt werden, um nicht in der wissenschaftlichen und technischen Leistung überholt zu werden. Es war ein Wettlauf begonnen worden, bei dem es kein Halten gab. Eine geheime unwiderstehliche Macht drängte alle in der gleichen Bahn vorwärts. Alle waren unausgesetzt, mit Anspannung aller verfügbaren Fähigkeiten auf das gleiche Ziel gerichtet, aus der Natur herauszuholen, was nur herauszuholen war, um in diesem Wettrennen um die Herrschaft über die Materie, koste es was es wolle, den Vorsprung zu gewinnen oder zu behalten. Der Mensch, der doch zuletzt dieses ganze stolze Werk der Naturbesiegung leisten sollte, wurde vergessen.

Es ist wichtig, sich diese Lage zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß keinen einzelnen der verantwortlichen Führer ein Vorwurf trifft. Die Aufgabe der Überwältigung der Natur war so vordringlich, daß sie alle anderen Gedanken verschlingen mußte. Man wende hiergegen nicht unsere vielgerühmte soziale Gesetzgebung und Fürsorge ein, die diese ganze Betrachtung zu widerlegen scheint. Hier war doch anscheinend der Mensch, der in der Wirtschaft tätig ist, Gegenstand regster Anteilnahme und umständlichster, vielleicht zu umständlicher Sorge und Behandlung geworden. Angesichts dieser Tatsache könne man doch nicht behaupten, daß der Mensch bisher in der Wirtschaft übersehen worden sei. Im Gegenteil: der wirtschaftlich tätige Mensch, namentlich aber der Arbeiter sei durch diese soziale Fürsorge und die geistige Bewegung, die im öffentlichen Leben und im Staate diese soziale Fürsorge ins Werk gesetzt hat, geradezu in den Mittelpunkt des allgemeinen Lebens gerückt worden, so daß es den Anschein gewann, als ob das ganze Staats- und Kulturleben sich immer nur um diese eine Aufgabe bewege. Aber man beachte, daß es sich bei der sozialen Gesetzgebung und Fürsorge der Hauptsache nach um den leiblichen Menschen, um das leibliche Wohl des Menschen handelt, sei es, um zu verhüten, daß er in dem aufreibenden und gefährlichen Großbetriebe der Wirtschaft keinen Schaden nimmt, sei es, um erlittenen Schaden wiedergutzumachen. Der Zweck der gesamten sozialen Gesetzgebung war, den Menschen, den Arbeiter gegen die gefährlichen Wirkungen des modernen Wirtschaftsbetriebes in seiner Gesundheit und natürlichen Lebenskraft sicherzustellen — zweifellos ein höchst verdienstvolles und unerlässliches Werk.

Ich übergehe hierbei völlig die Frage, ob dieses notwendige und heilsame Werk immer in der rechten Weise in Angriff genommen und gehandhabt wurde, ob hier-

bei nicht schwere Mißgriffe unterlaufen sind. Es ist dies eine Nebenfrage, die uns in unserem Zusammenhange nicht weiter beschäftigen kann. Aber das Werk selbst in seinen Grundgedanken bleibt davon unberührt. Und doch würde man sehr irren, wenn man dieses Werk der sozialen Fürsorge nur irgendwie mit dem im Institut für technische Arbeitsschulung verkörpertem Gedanken in Verbindung bringen wollte. Dieser hat mit der sozialen Fürsorge, wie sie Gemeinbesitz und Verpflichtung unseres öffentlichen Lebens geworden ist, nicht das geringste zu schaffen. Die soziale Gesetzgebung und Arbeit kümmert sich nicht im geringsten darum, befähigte Kräfte für die Wirtschaft und die Aufgaben der Wirtschaft heranzubilden, die Menschen in eine Verfassung zu bringen, daß sie leistungskräftige, tüchtige, brauchbare Glieder in der Arbeitskette und in dem Zusammenhange der Wirtschaft werden. Diese geistig-sittliche Schulung und Vorbereitung der Arbeitskräfte für die Wirtschaft ist etwas, das völlig außer dem Bereich der sozialen Fürsorgetätigkeit steht. Nur für die höheren technisch-wissenschaftlichen und kaufmännischen Berufe, die in der Wirtschaft tätig sind, ist durch unsere Bildungsanstalten umfangreich Sorge getragen. Aber das ganze große Heer der Arbeiter geht leer aus, genießt keine vorbereitende Ausbildung ihrer geistigen Leistungsfähigkeit, ihrer Arbeitstüchtigkeit, die sie später in der Wirtschaft verwenden soll. Soweit die soziale Fürsorge auf das geistige Wohl der Arbeiter gerichtet war, suchte man ihnen durch irgendwelche Maßnahmen, Einrichtungen oder Darbietungen ein Gegengewicht gegen die grauenvolle, öde, mechanisierende Arbeit zu verschaffen. Die stillschweigende oder auch ausgesprochene Voraussetzung dieser Bemühungen war die Annahme, daß die Arbeit im wirtschaftlichen Großbetrieb notwendig oder so gut wie immer etwas Schreckliches und Gräßliches sei, woraus dem Menschen keine Freude quellen könne, etwas, das ihn abstumpfen, seine Seele schädigen müsse. Deshalb suchte man durch geistige Zufuhr aus ganz anderen Gebieten den Arbeiter von seiner seelentötenden, seelenvergiftenden Arbeit abzulenken. In einer ganz anderen Welt des Geistes, des reinen Geistes sollte er heimisch werden, um die unheimlich schädlichen Wirkungen der modernen Fabrikarbeit abzustreifen. Aus diesem Gedanken und diesem Gefühle sind all die Bildungsbestrebungen hervorgegangen, die man an den Arbeiter herangetragen hat, mit denen man sich der Arbeiterwelt zu nähern suchte, vor allem die Volkshochschulbewegung, über die ich noch später zu sprechen habe. Hier will ich nur feststellen, daß alle diese Bemühungen geistiger Fürsorge für die Arbeiterschaft aus einem Gegensatz gegen die Arbeit entsprungen sind. Es mag das nicht immer klar zum Bewußtsein kommen. Die aufgedeckte Tatsache aber ist unbestreitbar. Vielleicht hat man sich mittelbar, auf Umwegen auch durch solche Bildungsbestrebungen Erfolg für die Arbeit und die Tüchtigkeit in der Arbeit versprochen, insofern die Arbeiter nach solchen geistigen Anregungen wieder mutiger und froher, leistungsfähiger zur Werkstatt zurückkehren sollten. So mag man es sich gedacht haben. Aber es ist falsch gedacht, wie die Erfahrung tausendfältig bewiesen hat. Jedenfalls hat bisher jede leibliche und geistige Fürsorge nicht unmittelbar die Arbeitskräfte für die Wirtschaft, im Dienste der Wirtschaft ausbilden und schulen wollen, um die in der Wirtschaft tätigen Menschenkräfte mit den bestmöglichen Voraussetzungen auszustatten. An eine solche Aufgabe wurde bei alledem gar nicht gedacht.

Aber eben dies ist nun der große, neue Gedanke, der, wie vielerlei Anzeichen lehren, sich in der jüngsten Zeit Geltung zu verschaffen sucht und im Bewußtsein der verantwortlichen Führer der Wirtschaft lebendig wird. Nicht den Arbeiter gegen die schädlichen und zerstörenden Wirkungen der Arbeit geistig und leiblich zu schützen, ist der Inhalt des neuen Gedankens und der Sinn der aus ihm entspringenden Bemühungen, sondern umgekehrt: den Menschen für die Arbeit, zur Steigerung der Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung zu fördern und zu schulen, ist der Zweck der neuen Bestrebung. Und hierbei wird man von der Erwartung geleitet, daß sich der Mensch durch diese erhöhte Arbeitsfähigkeit zugleich über die Arbeit und ihre ungünstigen Einwirkungen erheben wird. Wer durch die Kunst in der Arbeit die Herrschaft über die Arbeit gewonnen hat, wird damit von ihren schädlichen Einflüssen frei. Diese können ihn nicht mehr berühren, da er nicht mehr der Arbeit unterworfen ist, sondern umgekehrt durch seine Kunst und Meisterschaft sich die Arbeit unterworfen hat. Es ist von höchster Bedeutung, diesen Unterschied klar zu erfassen, um von vornherein die in dem Institut für technische Arbeitsschulung begonnene Aufgabe gegen frühere Unternehmungen und Versuche abzugrenzen.

In voller Klarheit kann dieser Gedanke erst am Schluß meiner Ausführungen deutlich werden, wenn ich die Erziehung des Menschen in der Arbeit und für die Arbeit geschildert habe. An den Anfang kann ich den Gedanken nur als Behauptung hinstellen, mit der Absicht, die Vorstellungen und Erwartungen zunächst nur in eine bestimmte Richtung zu lenken. Was mir vor-schwebt, ist eine großzügige geistig-sittliche Hygiene der Arbeit durch die zweckentsprechende Erziehung zur Arbeit. Bei dem bisherigen Verfahren unserer Sozialpolitik suchte man nachträglich die durch die Arbeit entstandenen Schäden geistiger und leiblicher Art möglichst auszugleichen und wiedergutzumachen, was aber nur in äußerst bescheidenen Grenzen gelingen kann. Zu verhüten, daß solche Schäden überhaupt ausbrechen, ist nicht nur zweckvoller, sondern auch aussichtsreicher. Um vorläufig nur ein Beispiel zu nennen: die Unfallgesetzgebung bemüht sich eifrig, die durch die Unfälle erwachsenen Schäden den Leidtragenden möglichst zu mildern, und die Technik bemüht sich, durch die Gestaltung der mechanischen und maschinellen Anlagen dem Entstehen von Unfällen nach Kräften vorzubeugen. Aber sollen wir diese Methode der Vorbeugung nicht noch um einen bedeutsamen Schritt weiter zurückverlegen dadurch, daß wir uns an den Menschen wenden, indem wir den Menschen so auszubilden und so zu schulen versuchen, daß er eine solche geistige Frische, Sicherheit, Gewandtheit und Kraft erlangt, daß es auf Grund dieser seiner geistigen Sicherheit zu keinen Unfällen mehr kommt, weil er sein Material, die ihm obliegende Tätigkeit, völlig beherrscht? Die meisten Unfälle entstehen erwiesenermaßen doch aus der Unachtsamkeit, aus dem Mangel an zweckvollem und sicherem Verhalten der Menschen, weil ihre geistigen Fähigkeiten nicht genügend entfaltet sind. Sollen wir hier nicht den Hebel ansetzen, bei dem Menschen und der Menschenbildung den Anfang machen? Aber diese Erwähnung der Unfallfrage soll uns nur als Beispiel dienen. Sich selbst, das Werk und die Mitarbeiter vor Unfall zu bewahren, ist offenbar nur ein ganz einzelner kleiner Teil all der Pflichten, die der Arbeiter erfüllen soll. Darum weite man sich dieses Gleichnis aus auf den ganzen Umkreis aller von den Men-

schen im Bereiche der Arbeit zu leistenden Aufgaben, und man wird nunmehr begreifen, daß sich hier im Gegensatz zu der bisherigen Sozialpolitik eine ganz neue, große, Erfolg verheißende Aufgabe darstellt. Den richtigen Menschen für die Arbeit zu gewinnen, den vorbereiteten und geschulten, den Arbeiter zu einem Künstler zu machen, wobei ich das Wort in seinem ursprünglichen Sinne nehme, nicht als den genialen Erfinder und Schöpfer, sondern als „Könner“ — das ist der hohe und kühne Gedanke, der in diesem Zeitalter der Besinnung und Einkehr sich durchsetzt und Beachtung verlangt. Und wenn er sich durchsetzt und zur vollen Ausführung kommt, so wird damit zweifellos in der Wirtschaft eine neue Epoche begonnen, eine hoffnungsreiche Wendung eingeleitet.

Ich sagte vorher, infolge der sich überstürzenden naturwissenschaftlichen und technischen Entwicklung habe man zunächst den Menschen vernachlässigt. Und man glaubte, dem Menschen für die Zwecke der Arbeit auch keine besondere Fürsorge und Vorschule widmen zu brauchen. Denn die bisherige Kulturentwicklung hatte ein wunderbar brauchbares und befähigtes Menschensmaterial hervorgebracht; die bisherigen Erziehungsmächte, Staat und Kirche, hatten es in jahrtausend-langer Erziehung herangebildet. Da wir die allgemeine Schulpflicht und die allgemeine Wehrpflicht hatten, erreichte diese Erziehung das gesamte Volk. Diese geistig-sittliche Überlegenheit kam der deutschen Wirtschaft zugute. Wie auf allen Kulturgebieten, hatte auch auf dem Gebiete der Wirtschaft zuletzt der deutsche Mensch den großen Vorsprung im Wettbewerb der Völker gewonnen. Hierbei spielte die Überlegenheit unserer Arbeiterschaft in geistiger und sittlicher Hinsicht eine bedeutsame Rolle. Diese Überlegenheit der Menschen wurde der Wirtschaft gleichsam von den über-lieferten Kulturmächten geschenkt. Was sollte sie selbst als Wirtschaft zu dieser so bewährten Erziehung ihrerseits noch hinzufügen? Man meinte unbefangen: die Wirtschaft ist doch keine Erziehungsanstalt, sie setzt die Erziehung der Menschen voraus, sie muß auf diese Erziehung der in ihr tätigen Kräfte rechnen können. Wo diese Erziehung versagt, kann die Wirtschaft als solche keine Verantwortung treffen, sie muß diese Verantwortung auf andere Mächte, Staat, Kirche, Partei, Schule, öffentliche Meinung oder anderes dieser Art abwälzen.

Dies war die ausgesprochene oder unausgesprochene Anschauung der letzten Menschenalter. Aber eben dies ist der große Irrtum, der jetzt erkannt worden ist. Die Wirtschaft kann nicht ohne weiteres die Menschen übernehmen, wie sie ihr von den allgemeinen Kulturmächten übergeben werden. Sie muß als Wirtschaft den in ihr tätigen Kräften eine besondere Ausbildung angedeihen lassen, ihnen eine Erziehung widmen, die sie gerade für die Wirtschaft und gerade für die Wirtschaft in den jetzigen Arbeitsformen fähig macht. Diese Aufgabe kann sie an keine andere Macht abtreten, von keiner anderen erwarten, diese Aufgabe kann sie nur selbst vollbringen aus der eigenen Einsicht in die Bedingungen und Bedürfnisse einer solchen Erziehung. Dies ist der bedeutsame Gedanke, der in unserer Zeit sich zu regen beginnt, der in der Schöpfung des hiesigen Instituts für technische Arbeitsschulung nach Ausdruck ringt.

Aber wie muß die Wirtschaft dieses hohe Werk in Angriff nehmen? Mit welchen Methoden vermag sie dieses Werk zu vollbringen? Das ist die Frage, der wir uns nunmehr zuwenden müssen!

Blindenarbeit.



Entwurf zu einem Gemälde von P. Schleier.

Im Besitze des Deutschen Hygiene-Museums Dresden.

I. Arbeit, nicht Mitleid!

Eine sozialpolitische Studie von stud. phil. Georg Bark (blind).

Wenn man sich mit Fürsorgeproblemen befassen will, wird es immer notwendig sein, zuerst eine klare Begriffsbestimmung zu geben und zu untersuchen, welche Prinzipien bei einer modernen Wohlfahrtspflege anzuwenden sind. Ganz besonders nötig ist dies meines Erachtens aber im vorliegenden Falle,

da durch eine prinzipielle Untersuchung erst der Wert der Blindenarbeit in der Industrie ins rechte Licht gerückt wird.

Zuerst, was ist Wohltätigkeit? Sie ist das Streben der Menschen, anderen mit körperlichen oder geistigen Gebrechen behafteten oder im Existenzkampf schwachen

Menschen durch Hingabe materieller Güter zu helfen. Die einzige dauernde Hilfe in dieser Stiftung, die nicht nur praktisch, sondern auch ethisch einwandfrei ist, bildet die Beschäftigung derartig Bedürftiger. Alle die Menschen, die in der Ausübung von Wohltätigkeit eine innere Befriedigung finden wollen, werden diese erlangen, wenn sie für Bedürftige nach Arbeitsmöglichkeit suchen. Daß diese Beschäftigung durch die Schranke der physischen Möglichkeit eingeengt wird, ist selbstverständlich und bedarf keiner Erwähnung.

In der Praxis hat sich dieses Prinzip, den Bedürftigen durch Arbeit zu helfen, auch schon sehr weitgehend durchgesetzt. Hier nimmt der Siemens-Konzern eine hervorragende Stellung ein. Im Kleinbauwerk wird nämlich eine ganze Anzahl von blinden Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigt. Ich hatte Gelegenheit, diese Arbeitsmöglichkeit auf das genaueste kennen zu lernen, und gebe meine Beobachtungen und Eindrücke im folgenden wieder:

Im Arbeitsverhältnis sind die Blinden bei Siemens nicht schlechter gestellt als ihre Arbeitsgenossen aus der gleichen Arbeitsgruppe. Sie sind in den Produktionsprozeß so eingeordnet, daß sie kaum irgendwie auffallen. In hellen, sauberen und luftigen Sälen arbeiten die Blinden mitten unter ihren sehenden Kameraden. An dieser Stelle möchte ich erwähnen, daß ich es für das einzig richtige halte, die Blinden nicht in eigenen Sälen, mit eigenen Meistern und Einrichtern zu beschäftigen, sondern sie, wie dies bei Siemens auch geschieht, mitten unter den Sehenden arbeiten zu lassen. Der Vorzug, der hierin liegt, ist hauptsächlich ein psychologischer. Durch die anstaltsmäßige Erziehung der meisten Blinden wird das Fehlen einer gewissen Lebenssicherheit bedingt; das sogenannte „social training“ fehlt ihnen, das sie sich aber nur in Gemeinschaft mit den sehenden Mitmenschen aneignen können. Andererseits werden auch die übrigen Arbeiter und Arbeiterinnen durch den täglichen Umgang mit Blinden an deren Behandlung gewöhnt und sie erkennen dann, daß die Blinden sich von ihnen nur durch ihr Gebrechen unterscheiden. Sondert man jedoch die Blinden ab, so fallen die genannten Vorteile fort und die Blinden bleiben ein Fremdkörper innerhalb der Produktion. Dazu kommt noch, daß sich eine derartige Organisation sicher kostspieliger gestalten dürfte. Tatsächlich hat sich ein gewisser Erfolg bei Siemens durch die oben betonte Eingruppierung der Blinden schon bemerkbar gemacht. Die Blinden sind im Umgang ungezwungen und der Verkehr zwischen ihnen und den sehenden Arbeitern ist ein durchaus herzlicher und läßt nichts zu wünschen übrig.

Interessant ist die Tatsache, daß die Blinden manchmal mehr

verdienen als die Arbeiterinnen, welche die gleiche Arbeit verrichten. Das kommt daher, weil die Blinden viel intensiver zu arbeiten vermögen. Ihr Leiden bedingt nämlich eine viel größere Konzentrationsfähigkeit und schließt Ablenkung ziemlich aus. Was die absolute Lohnhöhe anbetrifft, so ist zu berücksichtigen, daß die Blinden im Kleinbauwerk Frauenarbeit verrichten und infolgedessen auch nur Frauenlohn beziehen. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn man den Blinden Männerarbeit geben könnte, da dadurch ihre Lohnhöhe gehoben würde. Dies ist im Kleinbauwerk auch versucht worden, doch mit geringem Erfolg. Jedoch sind die Arbeiten noch nicht abgeschlossen und man hat daher noch keine absolut sicheren Ergebnisse. Dazu noch einige Bemerkungen. Das Wesen der Blindenarbeit besteht darin, daß die Funktionen des Auges vom Nervensystem, besonders von den Fingernerven übernommen werden. Nun scheint mir doch keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Fähigkeit, mit den Händen zu sehen, eine rein individuelle Eigenschaft ist.

Ich halte es nun für unbedingt erforderlich, daß, wenn eine fortschrittliche Weiterentwicklung der Industriearbeit für Blinde gewährleistet werden soll, die systematischen Grundsätze, die bei der Auswahl von Arbeit in Anwendung kommen müssen, auf wissenschaftlich exakte Weise festzustellen sind, d. h. es müssen auf Grund eines ausreichenden Tatsachenmaterials mit den Mitteln der Psychologie die natürlichen Gegebenheiten untersucht werden. Das Ergebnis dürfte voraussichtlich folgendes sein: Es läßt sich erstens kein fest umgrenzbares Gebiet für die Blindenarbeit angeben, da die Arbeitsfähigkeit individuell bedingt ist. Zweitens läßt sich diese Arbeitsfähigkeit, d. h. die Fähigkeit, mit den Fingern zu sehen, durch zielbewußte Ausbildung fördern. Eine Klärung des gesamten Fragenkomplexes in einwandfreier Weise würde die Entwicklung jedenfalls sehr fördern. Trotz der vielleicht anfänglichen Mißerfolge beim Suchen von Männerarbeit bin ich fest davon überzeugt, daß kein Grund vorhanden ist, besorgt in die Zukunft zu blicken, denn es ist ein ethisches Prinzip, das Prinzip der Selbstständigkeit, das sich hier durchsetzt. Es werden sich auch immer zielsichere Männer finden, die mit der vollen Kraft ihrer Persönlichkeit für ideale Ziele eintreten werden.

Im allgemeinen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Organisation der Blindenarbeit bei Siemens¹ nicht nur in technischer, sondern auch in ideeller Hinsicht vorbildlich ist. Man darf auch wiederum nicht vergessen, daß dieser Erfolg nur eine Stufe einer Entwicklung ist, von der für die Blinden alles zu hoffen und alles zu erwarten ist.



Sicherungsstöpfe werden in Reihen, mit dem Kennplättchen nach oben, in den Karton eingelegt und dieser verschlossen. (Vgl. d. folg. Aufsatz: „Blindenarbeit in der Industrie“.)

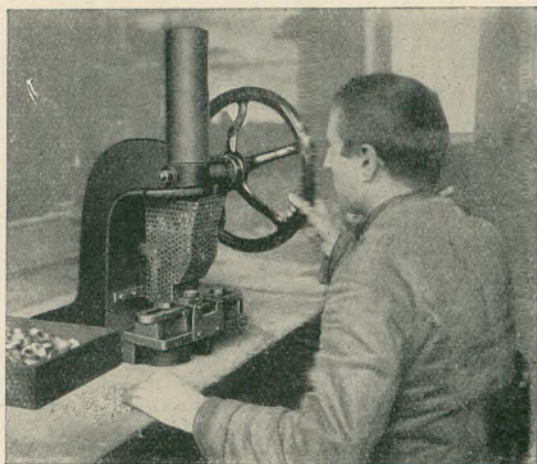
¹ Bis Juni 1926 waren bei den Siemenswerken 110 Blinde beschäftigt.

II. Blindenarbeit in der Industrie.

Von Paul G. Thürmer.

Das Streben der Blindenwelt, neben den bekannten Beschäftigungsarten sich weitere Arbeitsgebiete zugänglich zu machen und dadurch wirtschaftlich

fen von Schmelzstörchen, Zusammenfalten von Pappkartons, Zusammenschrauben von Teilen, Prüfen auf Lehrenhaltigkeit, zeitigten ein so günstiges Ergebnis,



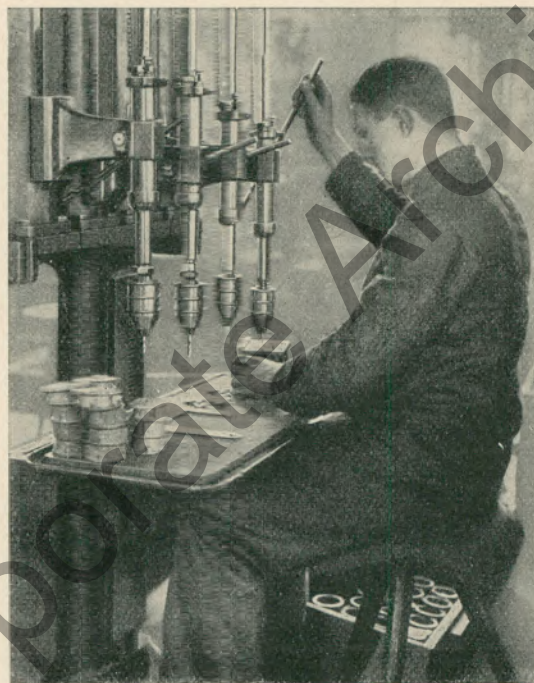
Nietarbeiten werden an der Kornpresse ausgeführt. Um Verletzungen zu verhindern, ist ein bewegliches Schutzgitter angebracht, welches bei Betätigung des Handrades sich vorwärtsbewegt und die Hand freiräumt.

unabhängiger zu werden, konnte infolge der Kriegsergebnisse durch die Siemens-Schuckertwerke, Kleinbauwerk, Berlin-Siemensstadt, eine wirksame Förderung erfahren.

Die Tatsache, daß sich die Anzahl der Kriegsblinden im Jahre 1925 wesentlich mehrte, gab dem bekannten Augenarzt Prof. Dr. Silex, Berlin, Veranlassung, die Unternehmer Deutschlands durch einen Zeitungsauftrag zu bitten, den Blinden Arbeit zu verschaffen.

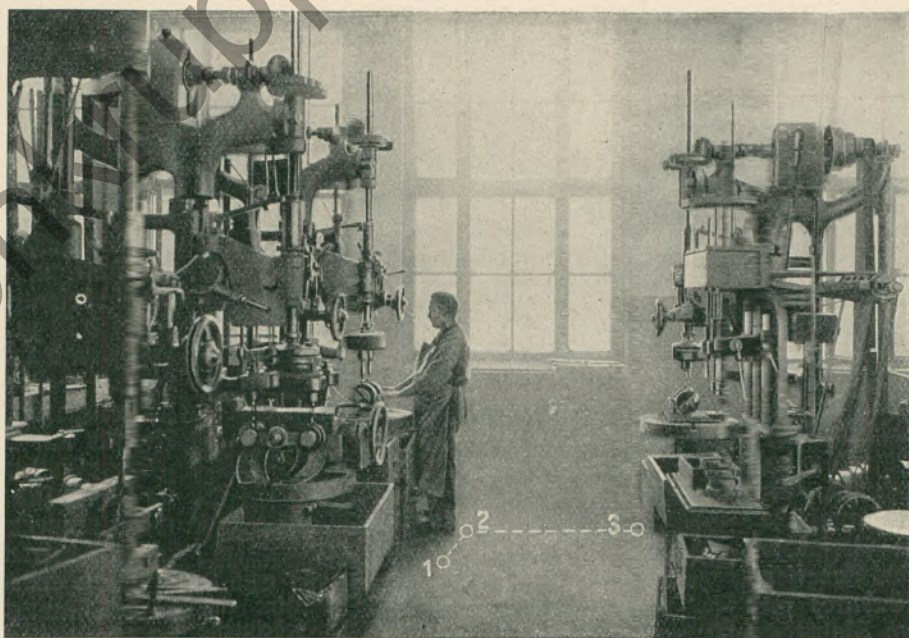
Dieser Aufruf in Verbindung mit einem vorangegangenen Besuche in der Städtischen Blindenanstalt regte Herrn Direktor Perls, den Leiter des genannten Werkes, an, sich mit dem Problem der industriellen Blindenbeschäftigung zu befassen.

Es wurden zunächst Versuche mit Handarbeit durch männliche und weibliche Arbeiter der Städtischen Blindenanstalt Berlin angestellt. Diese Versuchsarbeiten einfacher Natur, wie Einpacken einzelner Teile, Prü-



Vierspindlige Bohrmaschine. Die Bohrlehre wird in einer auf der Tischplatte angebrachten Schablone von einer Spindel zu einem Loch geführt, wodurch stets ein sicherer Anschlag erreicht wird und der Bohrer immer an der richtigen Stelle die Bohrbühse findet.

daß die Einführung der Blinden-Handarbeit beschlossen werden konnte.



Drei große Halbautomatische Bohrmaschinen werden zugleich von einem Blinden bedient. Gußkörper einlegen und bohren (8 Löcher).

Nach Einstellung der ersten Kriegsblinden machten sich aber dann doch unvorhergesehene Schwierigkeiten bemerkbar. Zunächst lag das an der beschränkten Auswahl der Arbeiten, die nur als Handarbeit geleistet werden konnten, und denen die meist an größere und schwierigere Arbeit gewohnten Männer aus diesem Grunde nicht das erforderliche Interesse zuwendeten. Weiter blieb hierdurch der Verdienst für die im Stücklohn auszuführenden Arbeiten relativ niedrig.

Da nach diesen Vorgängen vorauszusehen war, daß der Handarbeit der Blinden auf die Dauer ein Erfolg versagt sein würde, stellte man sie allmählich ein und ging zur Maschinenarbeit über.

Es zeigte sich gleich nach den ersten Versuchen, daß den Blinden dadurch ein neues Arbeitsgebiet erschlossen worden war.

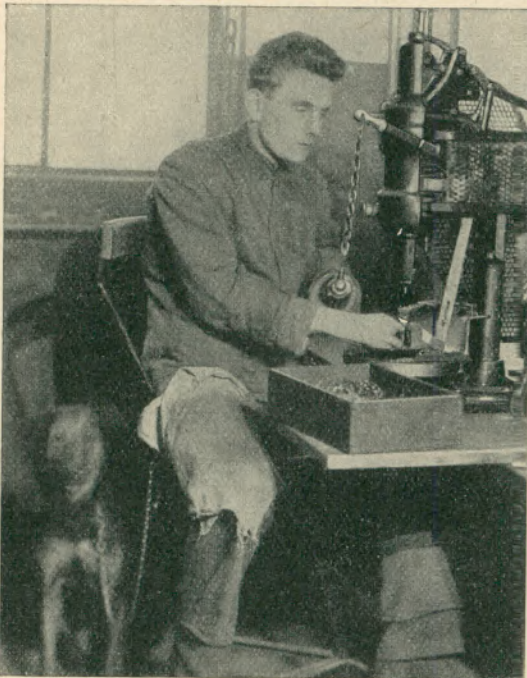
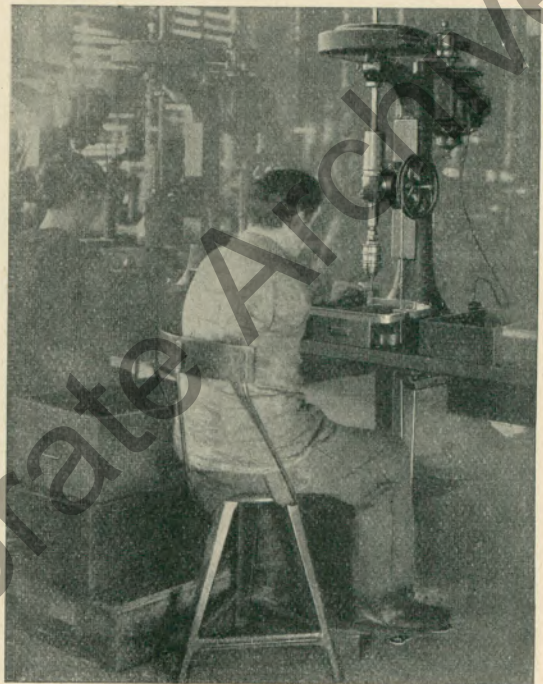


Abb. links: Sentrechte Gewindeschneidmaschine für einarmigen Kriegsblinden mit verkrüppelter rechter Hand eingerichtet. Mit den Stummeln der rechten Hand werden die Teile aus dem Kasten genommen, auf dem rechten Knie in die richtige Lage gebracht und dann in die an der Maschine besonders befestigte Haltevorrichtung eingeschoben. Mit der am linken Unterarm befestigten Prothese wird mittels einer damit verbundenen Gliederkette der Handhebel heruntergezogen. Ein automatischer Auswerfer befördert die Teile in einen Kasten.

Abb. rechts: Bohrmaschine für einarmigen Kriegsblinden eingerichtet. Mit der linken Hand werden die Teile eingelegt, sodann wird mit dem rechten Fuß das mit einem Seil versehene Handrad bis zum Anschlag heruntergedrückt.



Die schwersten Bedenken, die am Anfang nach Beseitigung technischer Schwierigkeiten bei der Maschinenarbeit zu überwinden waren, bezogen sich auf die Unfallgefahr, zumal auch die Berufsgenossenschaft und die Gewerbeinspektion schwere Bedenken hatten.

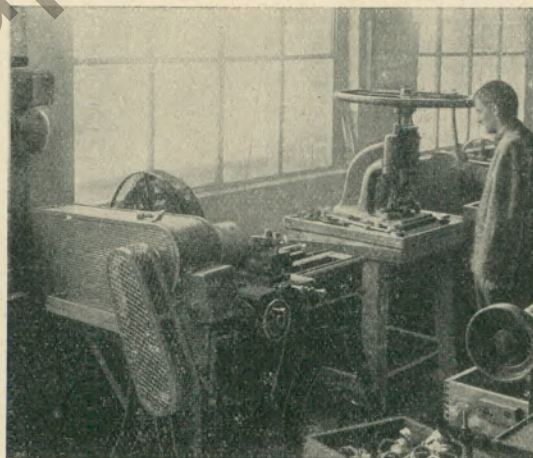
Längere persönliche Versuche des Herrn Direktor Perls unter Mitwirkung seines Assistenten Herrn Rahn führten zur Schaffung von Sicherheitsvorrichtungen, die jede Verletzung ausschlossen und die Bedenken der Berufsgenossenschaft zerstreuten. Damit wurde erreicht, daß der Blinde zu der neuartigen Arbeit Vertrauen gewann. Während des Anlernens wird ihm gezeigt, daß alle beweglichen Teile mit einem Schutzgitter versehen und somit abgedeckt sind, also die Maschinen gefahrlos bedient werden können. Es wird unter Vermeidung jedes überflüssigen oder beschwerlichen Handgriffes nur das allein Notwendige für die Arbeit eingepreßt. Das Arbeitsgebiet konnte allmählich eine Erweiterung erfahren. Der Bohrmaschine folgten die Drehbank, Fräsmaschine, Handpresse, Friktionspresse, die mehrspindlige halbautomatische Bohrmaschine und die vier-spindlige Bohrmaschine. Das Arbeiten an letzterer wurde dadurch ermöglicht, daß auf dem Bohrtisch eine Führungsschablone befestigt wurde, in welche die Bohrlehre

Luftschämmer, Schraubeneinziehmaschinen, Vornpressen und Gewindeschneidmaschinen zugänglich gemacht.

Die Einführung der maschinellen Industriearbeit für Blinde ist zweifellos als Erfolg zu bezeichnen. Es wurde die Arbeitslust wesentlich erhöht, dann stieg der Verdienst und weiter konnte eine große Anzahl erwerbsfähiger Blinder in der Elektro-Industrie Aufnahme finden.

Bei der Einstellung unserer Blinden mußte absolut individuell verfahren werden, denn beispielsweise eignet sich der Kriegsblinde infolge der oft schweren Kopfverletzungen nicht für geräuschvolle Arbeit, da das Nervensystem darunter leiden würde. Andere wieder vertragen besser körperliche Anstrengung oder stehende Beschäftigung. Der größere Teil der Zivilblinden zieht sitzende und leichtere Beschäftigung vor. Von einem im Werke beschäftigten früheren Dorfschmied ist zu berichten, daß er zuerst sitzend beschäftigt wurde und hierbei dauernd über Magenbeschwerden klagte. Es wurde daraufhin für ihn eine Arbeit an einer großen Bohrmaschine eingerichtet. Er fühlte sich sehr bald wohl und war nunmehr von seiner Tätigkeit absolut befriedigt.

Einen anderen Mann mit Radialislähmung am Arm ließ man an einer Drehbank arbeiten. Er mußte das zu bearbeitende Teil mit der verletzten Hand in dem Futter



Bedienung einer Handhebelpresse und halbautomatischen Drehbank zugleich. Das Arbeitsstück wird in das Drehfutter eingespannt und die Maschine eingerichtet. In der Zwischenzeit wird die Handhebelpresse bedient, bis an der Drehbank das Werkstück fertig ist, was durch eine elektrische Klingel gemeldet wird. Kriegsblinder mit gelähmtem linken Arm.

der Maschine festschrauben und nach vollendeter Bearbeitung wieder herausschrauben. Die zwangsläufige Drehung, die er dabei regelmäßig mit der Hand ausführen mußte, machte die vorher gelähmte Hand beweglicher und gebrauchsfähiger.

Leute, die außer ihrer Erblindung noch den Verlust von Gliedmaßen zu beklagen haben, sind durch besondere Vorkehrungen wieder arbeitsfähig gemacht worden.

Der Blinde wird vor der Einstellung bei der persönlichen Besprechung mit dem Werksleiter darauf aufmerksam gemacht, welcher Art die Arbeit und wie der Verdienst ist, was seine Rechte und seine Pflichten sind. Auf besonderen Wunsch wird er auch in die Werkstatt geführt. Mit wenigen Ausnahmen wird die Arbeit angenommen und nach kurzer Anlernzeit auch mit Erfolg ausgeübt.

Da die Blinden in den meisten Fällen nur einfache Arbeiten verrichten können, welche in der Industrie stets von Arbeiterinnen ausgeführt werden, so ist der Verdienst leider nicht dem der sehenden Männer gleich, denn nur die geleistete Arbeit, die bekanntlich stets im Stücklohn vergeben wird, kann bezahlt werden.

Wo es angängig ist, wird der Blinde ebenso gern zur Männerarbeit herangezogen. Die

Blinden sind im Kleinbauwerk nicht abgefordert, sondern sitzen zwischen den Sehenden. Dadurch ist auch das frühere Mißtrauen geschwunden.

Das Zusammenarbeiten mit den Führern hat sich nicht bewährt. Es entstanden Streitigkeiten bei der Abrechnung; der Blinde, der naturgemäß argwöhnisch ist, fühlte sich oftmals übervorteilt. Dagegen arbeiten Blinde gemeinsam an einem Akkord reibungslos und mit besten Ergebnissen.

Die Leistungen und damit die Verdienste der Blinden sind ebenso wie die der Sehenden recht verschieden. Zunächst spielt, wie bereits erwähnt, der frühere Beruf eine Rolle. Ein Mann, der schon an der Maschine oder wenigstens in einer Fabrik tätig war, kommt nach der Erblindung an der Maschine schneller vorwärts als ein Blindgeborener, der bisher nur in der Anstalt gearbeitet hat, oder ein Erblindeter aus dem kaufmännischen oder einem anderen Beruf.

Anders liegt es bei vorhandenen körperlichen, seelischen oder moralischen Hemmungen. Von den im Kleinbauwerk beschäftigten Blinden überschreiten den Garantielohn zwei Drittel bis zu 60 %.

In den Betrieben der Siemens-Werke sind zur Zeit 110 Blinde tätig. Einer Anzahl konnte auch in diesem Jahre im Erholungsheim Roserow auf der Insel Usedom vier Wochen freier Aufenthalt gewährt werden.

Eine wichtige Rolle spielt auch die Führung des Blinden, da pünktliches Erscheinen bei der Arbeit in Großbetrieben unerlässlich ist. Die Blinden dürfen daher ihre Führung selbst bestimmen. Diese wird auf Wunsch gleichfalls eingestellt. In vielen Fällen tritt der Führhund an die Stelle des Menschen, um seine Pflicht in muster-gültiger Weise zu erfüllen. Im Nürnberger Werk ist ein besonderer Zwinger eingerichtet, während die Hunde im Kleinbauwerk ihren Platz zu Füßen ihres Herrn haben. Die Stadt Berlin gewährt den Blinden auf der

Straßenbahn freie Fahrt. Auf Grund des Schwebeschadigtengesetzes sind die arbeitsfähigen Blinden in der Arbeitsfürsorge der Hauptfürsorgestellen einbegriffen.

Das Ausland zeigt ebenfalls großes Interesse, und zahlreiche Besucher haben auf Grund ihrer gewonnenen Eindrücke die Blindenbeschäftigung eingeführt.

Die bisherigen Erfahrungen mit den blinden Maschinenarbeitern sind recht befriedigend. Der Blinde hat sich in das ihm neu er-

schlossene Arbeitsgebiet schnell hineingefunden. Seine Leistungen geben den Beweis, daß er nutzbringende Arbeit zu leisten weiß. Durch Aufklärung in Wort und Schrift, auch von seiten eines ministeriellen Ausschusses, wird versucht, immer weitere Industriekreise zu interessieren. Verfasser hatte erst am 9. Juni Gelegenheit, im Westfalenlande über neuzeitliche Blindenbeschäftigung in der Industrie im Rahmen der Gladbecker Blinden-Ausstellung zu berichten.

Je mehr dem Blinden anvertraut wird, desto stärker entwickeln sich Selbstvertrauen und Arbeitslust, in der richtigen Erkenntnis, daß nur die Arbeit dem Leben den rechten Inhalt gibt.

Eine Gabe nur allein
löst des Blinden Dunkel nicht;
erst sein Teil am Menschensein
bringt ihm durch die Arbeit Licht.
Darum führ ihn in das Land
jegensvoller Arbeit ein,
gönn ihm frei durch Kopf und Hand
Werker, Kämpfer, Mensch zu sein!



Siemens Erholungsheim für Arbeiter, Roserow (Ostsee).

Steinkohlenbergbau in China.

Eine Reise zu chinesischen Steinkohlengruben in der Mandschurei.

Von O. Lehmann, Bergwerksdirektor a. D.

Im Sommer 1910 erhielt ich von der Mandschurischen Regierung den Auftrag, aus Anlaß von Kaufangeboten ein Gutachten über mehrere zusammenliegende Steinkohlengruben der Süd-Mandschurei abzugeben.

Das Vorkommen lag in den Mandschurischen Bergen, westlich der Kreisstadt Schintchufu, am Ostabhange der sogenannten Palisadenfelsen, die noch heute einen Teil der alten Grenzbefestigungen gegen die Mongolei tragen. Der verhältnismäßig große Komplex der Tagesanlagen war mit einem 3 m hohen Zaun aus Rauliangstroh eingefriedigt und zeigte wahllos zerstreut eine Menge kleiner Häuschen aus getrockneten Lehmsteinen mit gekalktem Lehmverputz und Strohdach.

Die Hütten enthielten Markentube, Werkstätten, Büros, Verkaufsbuden, Magazin, Stallungen für Pferde, Esel und Maultiere, Schlafräume für Beamte und Wachen, Teeküchen, Umkleideraum für Schachthauer, Sprengstofflager usw. Auch die vorhandenen Schächte mündeten in solche Häuschen. Zwei Kohlenlager (für Stück- und Feinkohle), einige Koksöfen, ein Schlammteich und ein Korblager vervollständigten die Anlagen. Kessel, Maschinen und Schachtgerüste waren nicht vorhanden. Wenn die Kohlenlager nicht gewesen wären, hätte man das Ganze ebensogut für ein größeres Bauernanwesen, ein kleines Dorf oder sonst etwas halten können.

Eine Lampenstube existierte nicht; jeder Bergmann mußte seine offene Ölfunzel zu Hause instand setzen, Rizinusöl und Opcht wurden ihm jedoch vom Kaufang (Magazin) geliefert.

Sehr geschäftig ging es in den Kohlenlagern zu. In Weidenkörben von annähernd zwei Scheffeln Inhalt wurde die Kohle durch je zwei Kulis an Stangen eine Rampe hinauf getragen und am Rande des 6 m hohen Lagers ausgekippt. Die Kulis folgten einander in endloser Reihe und lebhaftem Schritt aus zwei Schachthäusern hin und zurück. Auf der Böschung trennten sich im Fallen die Stücke von den Feinkohlen. Erstere rollten größtenteils bis zum Fuße der Böschung, wurden über 80 mm Korngröße von flinken Klaubejungen aufgelesen, in kleinen Körben zum Stückkohlenlager geschleppt und säuberlich aufgestapelt. Die Stückkohle wurde nach Gewicht verkauft, ermittelt durch eine einfache Hebelwaage, die von zwei Kulis an einer Stange getragen wurde. Die Feinkohle maß man mit einem oben verengten Scheffelmaße aus.

Ein ganzer Stab von Aufsehern und Kulis bediente die Käufer mit bemerkenswerter Fixigkeit und lautem Geschrei. Es wimmelte und kribbelte zwischen den Kohlenlagern wie in einem Ameisenhaufen. An mehreren Stellen füllten Kulis mit kurzstielligen Schaufeln die Scheffelmaße, wobei letztere von den Aufsehern laut gezählt wurden. Andere Kulis entleerten die Scheffelmaße in die Karren, Säcke und Körbe der Kundschaft, welche zur Kontrolle gleichfalls gezählt wurden. Auch Bergesklauber waren an der Arbeit, doch nur die allergrößten Steine beseitigten sie und — nur vor den Augen der Käufer.

Alle Kohlen gingen selbstverständlich im Landverkauf ab, durchschnittlich 300 bis 400 Tonnen je Tag und Grube. Hier trug ein Esel zwei Körbchen Kohle, dort fuhr ein Bauer mit dem Handkarren, hier schleppte ein Dorf-

schmied seinen Schubkarren unter Vorspann eines halbwüchsigen Jungen, dort wieder fuhr ein wohlhabender Kalkbrenner, Ziegler oder Töpfer prozig mit drei Tieren lang auf großem, flachem Karren seinen Brennstoff ein. Kamele nahmen kniend ihre Last in Körben, Säcken oder Taschen auf und zogen in Karawanen bis zu 80 Stück weithin zur Mongolei, als Rückfracht Felle, Eisen, Holzkohle, Salz usw. bringend.

Die Büros waren unverhältnismäßig groß, hatten zahlreiche kleine Arbeitstische, Pulte, Stühle, Schemel und Spucknapfe, und diskret hinter Gardinen waren moderne eiserne Betten sichtbar, teilweise sogar mit Moskitonezen ausgestattet. Eine große Schar von schmierigen Seidenkitteln behalf sich mit der geringen Arbeit. Alle Söhne, Vettern, Neffen und Schwäger der Grubenbesitzer, oberen Beamten und Mandarinen mußten untergebracht werden, und jeder dieser Günst- und Schützlinge hat unbedingt seinen Diener nötig, der ihn mit Tee, Tabak, Zucke, Schreibpfeifen, Waschtüchern usw. versorgt. Bei unserm Eintritt natürlich pinselten alle eifrigst Hieroglyphen, und an der Kasse klapperten die unentbehrlichen kleinen Rechenmaschinen mit bunten, an Stangen verschiebbaren Kugeln, ähnlich unserem Rinderspielzeug. Haufen von Messingtäsch (ein Zehntel Pfennig etwa) lagen, zu je 100 Stück angeknüpft, auf dem Boden, und die Teekanne kreiste unermüdlich von einem Tisch zum anderen. Tassen mit Metalluntersatz und Porzellandeckel standen auf jedem Tisch.

Koang-Ho raunte mir verstohlen zu, daß es für die Schreiberseelen neben der aus Anlaß meines Besuches zur Schau getragenen Arbeitswut noch eine ganze Reihe anderer Beschäftigungsarten gäbe. Da müßten die Wasser- und Rohrpfleifen sehr umständlich, zeitraubend und oft gereinigt und neu gefüllt werden. Das Anzünden und Rauchen erfordere auch bannig viel Kunst und Aufmerksamkeit. Nach drei Zügen sei der noch nicht einmal nähhutgroße Pfeifenkopf leer, und der Kreislauf begänne mit dem Stopfen der Pfeife von neuem. Es läge auf der Hand, daß dabei mit dem besten Willen kaum Zeit zu solch nebensächlichen Dingen wie Abzählen und Multiplizieren übrig bliebe. Sehr leicht ließe sich zwischendurch aber plaudern und lesen, fächeln und Tee trinken, eine Aufgabe, der man sich mit Hingabe und Ausdauer widme. Alle Viertelstunden tanze der Diener an mit einem in kochend heißem Wasser ausgewrungenen Frottiertuche, damit sein Master die von der intensiven Arbeit und dem Teegenusse feuchte Stirn abreiben könne. Durch den Fächer würde dann die Feuchtigkeit auf der Stirn zum Verdunsten gebracht, was wieder ein angenehmes kühlendes Gefühl hervorrufe und den vielgeplagten Master zum Ertragen weiterer Anstrengungen befähige. Die Schreiber sahen wirklich so aus, als wenn sie es fürchtbar schlimm hätten, und ihre feisten Backen wackelten ordentlich, wenn sie nach guter alter Sitte laut rülpsten.

Zwischen den Arbeitstischen standen Kübel mit Natureis, und quer durch die Büros waren Leinen gespannt, an denen einzelne ausrangierte Frottiertüchlein hingen, die früher einmal weiß gewesen waren. Jetzt wurden sie gemeinschaftlich von allen Schreibern unbefangen und ohne Stolz zum Reinigen der Hände und Nasen benutzt.

Zwanzig Bienenkorb-Rohröfen waren in Benutzung, deren Rohr hellgrau, porös und stengelig ausfiel und hauptsächlich an kleine Eisenschmelzen verkauft wurde. Die Rohrkohle wurde vorher von Hand unter 10 mm abgesiebt und mittels locker geflochtener Weidenkörbe in offenen Wassergräben von Rulis gewaschen; dann wurden die mit Kohle handhoch gefüllten Körbe im Wasser auf und nieder gestossen, wobei der Arbeitsvorgang einer Sechsmaschine eintrat und die reinste Kohle sich auf der Oberfläche sammelte. Mit einer genau abgemessenen leichten Handbewegung schleuderten die Rulis die obere Schicht Kohle ab und wuschen weiter, bis nur Wascherbe auf dem Korbboden übrig blieben.

An Schächten waren auf der Hauptanlage vier vorhanden, drei seigere und ein tonnlägiger. Von den seigeren Schächten dienten zwei zur Kohlenförderung, der dritte zur Wasserhaltung. Der tonnlägige Schacht war Fahrweg für die Bergleute. Er führte im Zickzack, teils in einem dünnen Flöz, teils im Gestein aufgefahren, bis zur tiefsten Bausohle hinab. Die Körbe hingen vollständig frei im Schacht. Vorhanden war lediglich ein Signalstrick mit Hammer. Unterhalb der Sohle bildete der Schacht einen Sumpf von 2 m Tiefe, aus dem die Fördereinrichtung schöpfte. Diese bestand aus einer 4 m langen Brunnenwinde von 1,2 m Durchmesser der Seiltrommel, welche das gleichzeitige Angreifen von 24 Förderkulis, 12 an jeder Kurbel, gestattete. Nach Entleerung des oberen Korbes setzten die Rulis auf den Ruf des Aufsehers die Winde in Bewegung, wobei sie durch Bisslaute den Takt angaben und täuschend das Auspuffgeräusch eines Dampfhaspels markierten. Mir machte die eigenartige Fördermaschine viel Spaß; andererseits freuten sich die Förderkulis wieder über mein Vergnügen, so daß schließlich alle Welt grinste. Ich bin davon überzeugt, wenn man auf einer bergmännischen Ausstellung daheim eine solche primitive Fördermethode vom Stapel lassen würde, sie stellte die Hauptattraktion der ganzen Ausstellung dar. Dabei arbeiteten die Rulis mit verblüffender Fixigkeit. Das Entleeren dauerte sechs Sekunden, und die Körbe wurden mit durchschnittlich 4 bis 5 m Geschwindigkeit durch den Schacht gewunden. Bei einem Fassungsvermögen des Wasserkorbes von schätzungsweise 100 Liter und einer Dauer des Aufzuges einschließlich Pausen von rund 30 Sekunden leistete der Wasserziehschacht etwa 300 cbm täglich bzw. $\frac{1}{5}$ cbm. in der Minute. Bei den beiden Kohlen-schächten fand ich die gleiche Fördereinrichtung wie bei dem Wasserhaltungsschachte. Abweichend war nur das Auswechseln der leeren und vollen Kohlenkörbe auf Sohle und Hängebanf sowie die regelrechte Benutzung der Signallämmer.

Nach eingehender Besichtigung der Tagesanlagen schritten wir am Spätnachmittage noch zur Befahrung der Schächte und Füllörter. Ein Korb wurde vom Seil abgeschlagen und durch eine hanfene Doppelschlinge ersetzt. Die untere, größere Schlinge zieht man sich zwischen den Beinen durch und in die obere Schlaufe hängt man einen Ellbogen ein. Man ist dadurch in der Lage, dem Körper eine senkrechte Stellung zu geben und somit ein Anstoßen an Gegenkorb und Schachtwandung während des Treibens fast gänzlich zu verhüten. Das Seil wandert naturgemäß auf der Trommel, so daß man sich kurz oberhalb der Sohle der Schachtkammerung bedenklich nähert. Die Hand am eingehängten Arm trägt die Lampe, die andere ist frei, um bei schwankender Fahrt den Gegenkorb abstoßen zu können.

Für ängstliche Besucher war noch eine Reserveschlaufe vorhanden, die unter beiden Armen durchgezogen wird und den Oberkörper an das Förderseil bindet. Die Seilfahrt erscheint auf den ersten Blick gefährlicher, als sie in Wirklichkeit ist. Für den schwindelfreien Bergmann hat sie nichts Beängstigendes, zumal der Drall der Seile sehr gering ist. Mit Ausnahme von der Abteufperiode durften übrigens nur Beamte und Aufseher das Seil zur Fahrung benutzen. Die Mannschaft fuhr, wie erwähnt, durch den Schrägschacht ein und aus. Die Füllörter bestanden in einer etwa 3 m breiten und ebenso langen Einmündung der Querschläge und Flözstrecken in den Schacht. Höher als die normale Querschlagshöhe von 1,7 m war keines.

Die Bewetterung war die denkbar einfachste. Das Traufwasser der Wasserziehschächte riß Luft mit in die Grube. Die Schachthäuschen hatten ein Mattendach, das oberhalb der Schachtoffnung aufklappbar war und der Luft freien Durchzug gestattete. In den Querschlägen, Strecken und Überhauen fand man vereinzelt Wettertüren und Wettergardinen, und die Überhauen zu Begleitörtern hin waren bis auf das letzte geschlossen. Andere künstliche Bewetterungseinrichtungen existierten nicht. Bei starker Ansammlung von Lampenschwaden, bei großer Sommerhitze und nach längeren Pausen beim Wasserziehen verbesserte man die Grubenwetter, indem man gefüllte Wasserkörbe gegen die Schachtrahmen ausgoß, das dann fein verteilt in den Schachtsumpf zurückfiel.

Kohlenstaub trat in geringem Umfange auf, wurde aber an den feuchten Stößen und Sohlen unschädlich. Kleinere Kohlen-säureansammlungen konnten öfter beobachtet werden, Schlagwetter dagegen bildeten sich sehr selten. Sie wurden durch das offene Geleucht entzündet, bevor sich größere Mengen ansammeln konnten. Eine Folge davon war, daß hin und wieder leichtere Verbrennungen auftraten, Todesfälle und schwerere Explosionen durch Grubengas jedoch kaum bekannt waren. Auch Selbstentzündung der Kohle war in dem beschriebenen Bezirke seit Menschengedenken nicht dagewesen.

Die Wasserhaltungsmaschine diente in diesen Fällen und, streng genommen, auch bei normalem Betriebe gleichzeitig als Ventilator. Wurde die Grubenluft nun bei größeren Entfernungen von den Schächten so schlecht, daß die Lampen nicht mehr recht brennen wollten, dann stellte man den Vortrieb ein und teufte eben in entsprechender Entfernung einen neuen Vertikalschacht ab mit einem Schrägschacht als Fahrweg und Wetterausgang.

*

Am anderen Morgen rüsteten wir uns zu einer Fahrt durch die Grubenbaue. Von großem Interesse war der Abbau der beiden mächtigen Flöze. Er begann auf der untersten Sohle, die selten unter 100 m Teufe lag, und wurde sowohl vom Schachte aus zu Felde, als auch von der Abteilungsgrenze aus rückwärts betrieben.

Von der Sohlstrecke aus wurden in je 40 m streichendem Abstand Abhauen von 20 m flacher Tiefe niedergebracht. Jedes Abhauen diente zur Förderung, war mit schmalen Doppelgleisen aus Holz oder Eisen und mit einer kleinen Brunnenwinde nach Art der Schachtwinden ausgestattet. Je zwei Rulis bedienten die Winden und kurbelten auf winzigen hölzernen Fördergestellen mit Schlittentufen oder Gußeisenrädern jedesmal zwei übereinandergestellte Körbe Kohlen hoch, wobei das niedergehende Gestell mit Versatzbergen das Gegen-

gewicht bildete. Die bremsgestellähnlichen Wägelchen hatten Plattformen von nur 50 cm im Quadrat, bei der Fahrung gerade ausreichend für eine Person. Sie wackelten auf den holprigen Gleisen entsetzlich, erfüllten ihre Aufgabe aber ohne wesentliche Störung. Neben Kohlen wurden von Zeit zu Zeit auch einzelne Körbe Wasser gezogen und dadurch die Unterwerke trocken gehalten. Der Abbau wanderte auf diese Weise langsam höher, bis er die Sohlen- und Hauptförderstrecke erreichte.

Der Druck der mächtigen Kohlenmassen legte sich stets auf den Versatz, genügte aber immer noch, um die Kohलगewinnung wesentlich zu erleichtern, und konnte dem Hauer bei einiger Aufmerksamkeit nie gefährlich werden, weil er stets unter dem frischen Kohlenstrang arbeitete. Die Reparaturkosten blieben gering, da nur kurze Abbauörter in Frage kamen und alle Strecken beim Herannahen der Druckzone versetzt und abgeworfen wurden. Die Förderung in der Grube, in Querschlägen, Sohlenstrecken, Vorrichtungs- und Abbaustrecken bediente sich fast ausschließlich der Körbe und Schlitten. Die kleinen Schlitten waren aus dünnen alten Grubenschienen, Flacheisen oder mit Bändeisen beschlagenem Holz hergestellt und trugen je nach der Neigung und Länge des Förderweges einen bis zwei Körbe. Sie wurden mittels kurzer, eiserner Schlepphaken oder Schulterriemen von Jüngens auf dem Liegenden, der nackten Streckensohle oder Holzbohlen geschleift. Meistens waren die Schleppkörbe kleiner als die Schachtkörbe und mußten im Füllort in letztere umgefüllt werden.

Da Holz in China rar und teuer ist, wurden nur an den unumgänglich notwendigen Stellen Zimmerungen und Stempel gesetzt. Man raubte das Holz wieder, wo es sich machen ließ, und zersägte auch gebrochene Stempel nochmals für die Wiederverbenutzung in dünneren Flözen. Das erforderliche Versatzmaterial wurde beim Abteufen der Schächte, dem Auffahren von Querschlägen, aus Ortsbetrieben in dünnen Flözen und bei Reparaturarbeiten gewonnen. Da, wo diese Mengen für den Vollversatz der dicken Flöze nicht ausreichten, wurden über Tage lockere Felsabhänge abgebaut.

Einrichtungen und Maßnahmen zum Schutze der Gesundheit suchte man vergebens. Waskauen gab es nirgends. Die Wurmkrankheit und die Bekämpfungsmaßnahmen dieser Plage waren unbekannt. Man merkte das in der Grube auf Schritt und Tritt, und mein braver Kwang-Ho glaubte mich des öfteren durch den Ruf warnen zu müssen: „Beware of the Pudding, Sir!“ (Vorsicht! „Pudding!“) Besonders schlimm war die Sache in den Fahrtschächten der steil gelagerten Flöze, wo man der Absturzgefahr wegen nicht umhin konnte, die Fahrten oder Knüppelspreizen anzufassen.

Ansätze zur Besserung fand ich jedoch auch vereinzelt vor, nur beruhten sie nicht auf der Erkenntnis des Wertes sanitärer Einrichtungen. Die Triebfeder war geschäftlicher Art. Auf einigen Gruben hatte man in Füllrörtern, Hauptförderstrecken, Querschlägen und den Tagesbetrieben kleine, offene Sammelgruben angelegt, die täglich von geschäftstüchtigen Unternehmern unentgeltlich entleert wurden. Das Material wurde auf einem geeigneten Plätzchen fein säuberlich geklopft, zu Fladen geformt, unter häufigem Umwenden in der Sonnenhitze getrocknet und dann an die Landwirtschaft verkauft. Der Gedanke war sehr gut, nur möchte ich nicht in der näheren Umgebung einer solchen „Brikettfabrik“ wohnen.

Fast alle Arbeiter hatten Seditze: Hauer, Förderkulis, Schleppjungen, Schachtkulis, Zimmerhauer, Tages-

kulis, Handwerker, Klaubegerungen u. a. Zahlreiche Aufseher notierten die Leistungen der einzelnen Leute und Kameradschaften. Sehr verbreitet war die Benützung hölzerner Nummerstäbchen. Als Kontrolle dienten die Notizen der Flöz- und Hängebankaufseher und die Seditzelisten der Steiger. Bezüglich der geförderten Kohlenmenge gestatteten Absatz plus Selbstverbrauch eine zuverlässige monatliche Nachprüfung der Leistung und Lohnverrechnung.

Die Belegschaft rekrutierte sich hauptsächlich aus den Bewohnern der umliegenden Dörfer, doch waren auch „Sachsengänger“ aus anderen Provinzen bekannt. Besonders war letzteres in dünn bewohnten Gebirgsgegenden der Fall, wo die Grubenverwaltungen auch gezwungen waren, kleine Arbeiterkolonien und Speisehäuser anzulegen.

Unter chinesischen Arbeiterkolonien darf man sich nun nichts Großartiges vorstellen. Wohnungen sowohl wie Küchen bestanden in langgestreckten, einstöckigen Hütten aus getrockneten Lehmsteinen, seltener aus grauen Feldbrandziegeln, mit Dächern aus Rauliangstroh und einzeln durch Strohzäune abgetrennten Höfen von zwei bis vier Räumen. Jeder Raum hatte eine besondere Tür ins Freie und zwei kleine Fenster aus Holzlatten mit Papierbekleidung statt Glas. Die ganze Innenausstattung bestand aus dem eine ganze Wand einnehmenden „Kang“ als Schlafstätte, der vom Hofe aus heizbar war.

Ein Raum maß bei 5 m Länge etwa 4 m Breite und beherbergte acht Arbeiter. Die Fußböden der Höfe, Zimmer und der für rund je 200 Mann ausreichenden primitiven Küchen bestanden aus gestampftem Lehm. Gekocht wurde in eingemauerten großen gußeisernen Kesseln, vorzugsweise Rauliang- oder Hirsebrei mit Lauch und wenig oder gar keinem Fleisch. Während bei uns eine Arbeiterwohnung von vier Räumen durchschnittlich 1,7 Arbeitern Unterkunft gewährt, wurden dort in vier Räumen 32 Arbeiter untergebracht. Familienmitglieder wurden nämlich in die Arbeiterkolonien nicht aufgenommen. Die Miete für einen Mann und Monat betrug einen halben mexikanischen Dollar, 1 Mark nach damaligem Kurse. Das Essen (täglich drei Mahlzeiten) kostete pro Kopf und Monat je nach den Ansprüchen der Leute 2 bis 3 Dollar (4 bis 6 Mark). Der Verdienst belief sich für jugendliche Arbeiter auf 8 bis 10 Cent je Schicht, für Kulis auf 20 bis 22 Cent, für Hauer und Handwerker auf durchschnittlich 35 bis 45 Cent. Ein Cent hatte zur Zeit etwa 2 Pfennig Wert. Mit einem Kulilohne von 22 Cent konnte bei eigenem Haushalte eine ganze Familie von sechs Köpfen ernährt und gekleidet werden. Zu beachten ist aber dabei, daß die Chinesen keine Sonntage kannten und daher im Jahre 350 bis 360 Arbeitstage hatten. Gefeiert wurde nur um Neujahr an einigen Tagen, im Mittsommer an einem Tage und beim Erntedankfest an zwei Tagen.

Die Bergleute gingen so ungewaschen heim, wie sie aus der Grube kamen. Genau in dem gleichen Zustande erschienen sie am nächsten Tage wieder zur Arbeit. Es sollte zwar vorkommen, daß sie im heißen Sommer gelegentlich in Bächen und Flüssen badeten, im allgemeinen aber wuschen sie sich bis zum Neujahrsfeste nicht. Auch ihre Kleidung wechselten sie nur zweimal im Jahre. In der warmen Jahreszeit trugen sie leichte, lustige Kleider aus blauem Nesseltuch und selbstgezogener Baumwolle, im Winter dick mit Baumwolle gefüllte Anzüge. Die ganze Ausstattung bestand in Rock, Hofe, Filzschuhen und einer Kopfbedeckung. Wäsche gab's

beim armen Manne nicht, und Reinlichkeit war ihm unerhörter Luxus, dessen er sich nicht schuldig machte. Vor Ort arbeiteten die Chinesen vielfach nackt, mindestens aber mit nacktem Oberkörper, wie auch die Tageskulis den Sommer hindurch.

Die Schichtdauer betrug unter Tage acht Stunden, über Tage zwölf Stunden. Ein prächtiges Schauspiel bot der Abendschichtwechsel mit Hunderten von blinkenden Lämpchen auf den Wegen von und zur Grube, bergauf und bergab, in der Ferne wie Irrlichter tanzend und allmählich verschwindend. Fast ausnahmslos waren die Arbeiter genügsam, willig, anständig und fleißig, soweit sie Gedinge hatten. Schichtlöhner allerdings hielten es ihrer Familie gegenüber für unverantwortlich, sich nicht nach bestem Können zu schonen. Daher war, wo es eben angängig, Altkord eingeführt und Aufsicht an allen Ecken. Unter den Handwerkern und Hauern befanden sich sehr intelligente Leute, die nach Einarbeitung ein Stück Arbeit genau so gut ausführten wie unsere heimischen Facharbeiter. Die Menge der von ihnen bewältigten Arbeit, die Leistung je Mann und Schicht, blieb jedoch in jedem Falle hinter der unserer hiesigen Arbeiter zurück, auch im Altkord. Die Chinesen sind eben durchschnittlich schwächer als unsere Mannschaften, sie essen eine viel bescheidenere Kost, kennen Fleisch oft nur vom Hörensagen und haben primitivere Hilfsmittel. Die Gesamtleistung aller Arbeiter eines Bergwerks, über und unter Tage, betrug an Kohle etwa die Hälfte der heimischen Gesamtleistung je Mann und Schicht.

Außer einfachster Hilfeleistung bei Verletzungen und einer Familienabfindung bei tödlichen Verunglückungen existierte keinerlei soziale Fürsorge. Die Familienabfindung beim tödlichen Anfall des Ernährers oder eines Miternährers betrug überall den festen Satz von einmalig 40 Dollar. Mit diesen 160 Mark war alle Welt zufrieden.

Bei gemeinschaftlichen Arbeiten, beispielsweise dem Transport großer Lasten von Hand, sang der Vorarbeiter einige Takte vor, und das Gros brüllte den Refrain gemeinschaftlich im Augenblicke der Arbeitsanspannung. Leila hieß der ewig wiederkehrende Ruf und bedeutete soviel wie: Holz komm! Unter den Vorsängern waren witzige Burschen, die es sehr liebten, ihren Aufstakten einen gutmütig ulkenden Sinn zu geben. Die ganze

Kulisippenschaft brach dann bei ihrem Leila in mehr oder weniger unterdrücktes Lachen aus, was die sonst so stumpfsinnige Arbeit entschieden schmachhafter machte und sowohl die Kulis als auch die Vorbeter zu immer stärkeren Leistungen anspornte. Die Vorgesetzten nahmen diese harmlosen Spötteleien nicht tragisch und waren zufrieden, wenn die Arbeit leidlich vorwärts ging. Soviel Kulichinesisch verstand ich schon, daß ich bei der gelegentlichen Annäherung an eine Gruppe von Holzträgern auch eine Verhohnepipelung meiner Person herausfand. Bestätigt wurde diese Empfindung dadurch, daß alle mich grinsend anstarrten und der biedere Koang-Ho verlegen wurde. Ich beruhigte ihn natürlich und bat, den Leuten ihren Spaß zu lassen. Die Arbeit flutschte jedenfalls gut, solange wir in der Nähe waren, und ich litt weiter nicht darunter, wenn der Vorsänger von den kurzen Haaren, dem weißen Gesicht und dem La-Luse (dicken Bauch) des fremden Teufels ulkte.

Alkohol in irgendeiner Form spielte bei der Arbeiterschaft gar keine Rolle, Schlägereien kamen zuweilen vor, Diebstähle oft. Leichtverbrecher wurden auf dem Bechenplatze im Holzbrett oder Block an den Pranger gestellt und hinter verschlossenen Türen auch geprügelt. Schwere Jungen lieferte man zur Aburteilung an den Polizeimandarin des zuständigen Gerichtsortes ab.

Wehleidig waren die chinesischen Arbeiter auch bei schmerzhaften Verletzungen nicht. Maski (macht nichts), wenn auch mal ein Finger abging!

Nach Schicht entwickelte sich vor den Toren der Tagesanlagen ein buntes und regsames Bild. Hier rasierte ein fliegender Barbier einem Arbeiter mit einem selbstgeschmiedeten kurzen Rasiermesser die vordere Hälfte der Kopshaare fort, dort entflocht und kämmte einer des anderen meterlanges rabenschwarzes Haar. Hier knobelten einige Kulis mit Obst- und Pfannkuchenhändlern um verstaubte Persimonfrüchte und schmierige Bausen, Brötchen aus halbgarem Teig, dort zupfte einer seine zweifaltige Bagge und ein anderer sang dazu, wie die Kaze singt, wenn man ihren Schwanz einklemmt. An den sonnigen Mauerwänden hockten die Kulis reihenweise und befreiten sich oder den lieben Nächsten von dem Überfluß der Parasiten. Genügsamer Frohsinn und Schmutz!

Die Aufgabe und Bestimmung eines jeden einzelnen Menschen hienieden ist, abwechselnd Lehrling und Arbeiter oder vielmehr Schüler, Lehrer und Entdecker zu sein.

*

In allen Dingen, womit der Mensch sich befaßt, liegt die unerläßlichste Schönheit darin, daß er fertig zu werden weiß. Mancher Mensch ängstet sich vergebens ab; er kann nicht den richtigen Handgriff wegstreifen; er ist kein Meister, sondern ein unglücklicher Pfuscher und Stümper, wenn er nicht weiß, wann er fertig ist. Absolute Vollkommenheit ist unerreichbar; kein Zimmermann machte jemals einen mathematisch ganz genauen rechten Winkel; und dennoch wissen alle Zimmerleute, wenn er recht genug ist, und hämmern nicht noch lange daran herum und verlieren ihren Arbeitslohn dadurch, daß sie ihn zu richtig machen. Wer sich zuviel Mühe gibt, verrät ebenso einen krankhaften Geist, wie der, der sich zuwenig Mühe gibt.

*

Mit einem Manne, der ehrlich mit sich selbst zu Werke geht und in irgend einem Sinne mit ganzer Seele spricht und handelt, ist stets etwas anzufangen.

*

Ein begabter Mann kann zu keiner Periode der Weltgeschichte geboren werden, wo er nicht genug zu tun fände; er kann unter keinen Umständen in das Leben eintreten, ohne daß es Widersprüche zu versöhnen gäbe und ohne daß Schwierigkeiten vorhanden wären, zu deren Befiegung seine ganze Kraft erforderlich ist, wenn sie überhaupt hinreicht.

Aus: Carlyle, Arbeiten und nicht verzweifeln!

Gipfel und Abgrund.

Historischer Roman von Gregor Samarow.

5. Fortsetzung.

Der Friedel lebte still auf dem Ulmenhof; er war traurig, aber er hatte den Frieden in der Ergebung gefunden, in der der Pfarrer Martel ihn durch frommen Zuspruch bestärkte. Er hatte bei dem Landgericht in Füssen seine Zahlungsunfähigkeit angezeigt und die Erklärung der Gant beantragt, wie es seine Pflicht war gegen sich selbst und gegen den Inhaber der Hypothek auf seine Grundstücke, sowie gegen alle, die etwas an ihn zu fordern hätten. Der Termin war angesetzt, und er betrachtete sich bis zur Entscheidung nur noch als ein Fremder auf dem Ulmenhof, den er verlassen wollte, sobald der Müller in seinem Hause eine Stube eingerichtet haben würde; denn der Aufenthalt in dem alten Besitztum seiner Vorfahren war ihm unter diesen Verhältnissen eine schmerzliche Qual.

Auf dem Rüdtenhof ging es ruhig zu wie immer; die Knechte und Mägde taten ihre Arbeit, nur waren sie noch stiller als sonst, und noch seltener hörte man ein lautes, heiteres Wort.

Der Rüdtenbauer ließ sich im Dorfe nicht sehen, wo die wenigen, die von ihm unabhängig waren, ihn mit feindlichen Blicken betrachteten und ohne Gruß vorübergingen, die anderen sich aber schnell verbargen, um ihm nicht zu begegnen, wenn je ein notwendiger Gang ihn über die Dorfstraße führte.

Nähe war der Tag des Termins herangekommen, der Buschmüller hatte eine freundliche, behagliche Stube im Siebelbau seiner Mühle zurecht gerichtet, und der Friedel Breitlinger saß am letzten Abend in dem Wohnzimmer des Ulmenhofes, ordnete seine Papiere und Briefschaften und legte dazu das alte Patet in vergilbtem Papier, das sich vom Vater zum Sohn in seinem Hause vererbte und das der jedesmalige Besitzer des Ulmenhofes nach alter, traditioneller Bestimmung beim Antritt seines Besitzes durchlas, um es dann wieder auf ein Menschenalter zu versiegeln.

Die Knechte und Mägde des Ulmenhofes saßen ebenso traurig wie der Friedel auf der Diele — sie alle wollten mit ihm den Hof verlassen, um keinem andern Herrn zu dienen, und wenn sie auch schwer in anderen Dörfern sollten Arbeit suchen müssen.

Draußen war es finster, ein feuchter Wind strich über die Felder und trieb jagende Wolken über den dunklen Nachthimmel hin, an dem nur selten einmal ein Stern hervorblitzte, um sogleich wieder zu verschwinden.

Friedel horchte trübsinnig auf das Rauschen und Heulen des Windes. Fast tat ihm daselbe wohl — schien es doch, als ob die Natur selbst wehlagend seinen Kummer mitfühlte, und er wäre noch trauriger gewesen, wenn auf diesen letzten Abend, den er im Hause seiner Väter zubrachte, ein freundlicher, sternenklarer Himmel herabgeblitzt haben würde, um ihm den Abschied noch schwerer zu machen.

Da plötzlich lauschte er hinaus; es mischten sich eigentümliche Töne, Pfeifen und nachgeahmte Eulentrufe in das Brausen des Windes, und als er durch die Fensterscheiben in das Dunkel blickte, glaubte er flüchtige Schatten, Gespenster gleich, an dem Hause vorbeigleiten sehen.

Die Tür wurde aufgerissen. Die Knechte und Mägde riefen laut hinein:

„Sie sind da — sie sind da — die Haberfeldtreiber sind da — sie gehen nach dem Rüdtenhof!“

„Bleibt zu Haus,“ sagte der Friedel, „mischt euch nicht unter das Treiben — das Geheiß verbietet es, und es schickt sich nicht für meine Leute, dabei zu sein.“

Aber sein Gebot wurde kaum noch gehört, denn schon waren die Knechte und Mägde hinausgestürzt auf die Straße. Wie wäre es möglich gewesen, das Haberfeldtreiben zu versäumen, diese Volksjustiz, welche die Rechtspflege der Behörden ergänzte, deren Urteile dem Volksgeist oft unzureichend und fehlsam erschienen?

Draußen zeigte sich ein seltsames Schauspiel für das Auge, das sich an die Dunkelheit gewöhnte. Von allen Seiten aus den Bergen herab, längs des Flusses über die Wiesen her kamen dunkle, phantastisch verummte Gestalten heran, sich untereinander durch gewisse Pfiffe und Eulentrufe verständigend.

Man konnte da die wunderbarsten Vermummungen sehen — einzelne trugen Harnische und Helme von Gold- oder Silberpapier, ebenso alte Soldatenhelme und Mützen, alte Uniformstücke, Mönchskutten wie die Kapuziner und große Rittertragen von steifem Papier; andere Gestalten waren ganz in Stroh gewickelt oder hatten Ruhhäute und Schaffelle mit ausgeschnittenen Armellöchern angezogen; dann sah man wieder andere, welche ganz in Glitter und Lumpen von allen möglichen Farben gehüllt waren; auch einfache Säde mit ausgeschnittenen Armel- und Beinlöchern dienten als Verhüllung. Auf dem Kopf trugen die den Nachtgeistern gleich immer dichter

heranschleichenden Gestalten spitze Rappen von Schilf oder Papier, mächtige Perücken von Pferdehaar oder Berg oder auch alte Töpfe und Schüsseln. Alle Gesichter waren gefärbt, einige mit Mehl, so daß sie den Pierrots glichen, andre waren mit Ruß wie die Neger schwarz gefärbt, noch andere hatten die Gesichter mit Biegemehl eingerieben, so daß sie den indianischen Rothäuten ähnelten.

Jeder trug irgendein Instrument in der Hand, das imstande war, einen großen Lärm zu machen: Trommeln, Trompeten, Flinten und Pistolen, Glocken, Kessel und Pfannen, kleine Fässer an einem Riemen um den Hals und Dreschflegel in der Hand, kurz, was nur immer zu erfinden war, um betäubendes Geräusch hervorzubringen.

Aber all diese Instrumente schwiegen; lautlos über die Felder und das Dorf hingleitend, zogen sie heran, bis endlich wohl einige hundert solcher Spukgestalten auf dem Plage vor dem Rüdtenhof zusammengetroffen waren.

Hier begannen lebhafter die Signalfpiffe zu ertönen, und mit militärischer Pünktlichkeit ordneten sich die Nachtgestalten in vier verschiedene Rotten, welche die Ecken eines großen Vierecks bildeten.

In der Mitte dieses Vierecks stand eine Gestalt, welche durch einen dreieckigen Hut mit einem ungeheuren Federbusch höher schien als alle übrigen.

Dieser Führer der geheimnisvollen Schar trug ein weißes Hemd, darüber einen Kürass von Goldpapier und einen breiten Rittertragen um den Hals; sein Gesicht war rot gefärbt, und ein Roßschweif, in zwei Zöpfe geflochten, bildete einen riesigen Schnurrbart, der unter seiner künstlichen Nase befestigt war; er trug an der Seite einen hölzernen Säbel und eine bunte Schärpe um den Leib.

An seiner Seite standen zwei Adjutanten, der eine in einem Kostüm von flitternden Fetzen mit einem Ritterhelm auf dem Kopf — der andere in einem weiten Talar mit einer zum Helm zusammengebeugenen Blechschüssel auf dem Haupt.

Noch immer in tiefem Schweigen wurden nun ebenfalls mit militärischer Präzision Wachposten ringsum aufgestellt.

In weitem Umkreis stand dichtgedrängt fast die ganze Bevölkerung von Beuerwald, leise miteinander flüsternd und in höchster Spannung den Beginn des geheimnisvollen Rügegerichts erwartend, das, wie jedermann klar war, dem gefürchteten und verhassten Rüdtenbauer gelten sollte.

Auf dem Rüdtenhof selbst war es totenstill, nur die großen Fanghunde ließen ihr wildes Geheul erschallen.

Wohl waren die Knechte und Mägde aufgestanden und hatten den Bauer von dem Anzuge der Treiber benachrichtigt — er hatte ihnen befohlen, sich an dem Torweg aufzustellen, jedem Unbefugten den Eintritt zu verweigern und die Hunde loszulassen, wenn es dennoch jemand wagen sollte, den Hof zu betreten.

Scheu und ängstlich standen die Knechte des Rüdtenhofs hinter den starken Gitterstäben des geschlossenen Torwegs. Wohl waren sie gewöhnt, pünktlich die Befehle ihres Herrn zu vollziehen, der jeden Ungehorsam mit unerbittlicher Entlassung aus seinem Dienst strafte, aber doch dachte keiner von ihnen ernstlich daran, sich den Treibern zu widersetzen, da dies, so streng sich auch das Haberfeldtreiben von allen Gewalttätigkeiten fernhielt, wenn kein Widerstand entgegentrat, doch stets recht gefährlich war.

Als die Posten aufgestellt waren, zündete der eine Adjutant des Führers, welcher ein Fekentostüm mit einem Ritterhelm trug, eine an einer langen Stange befestigte Laterne an und stellte dieselbe in der Mitte des Vierecks auf.

Auf dieses Zeichen entzündete sich ringsum eine große Anzahl von Laternen, deren Gläser vielfach mit Fräsen von buntem Papier beklebt waren. Der ganze Platz wurde von dem zitternden Licht erhellt, wodurch die Gestalten noch phantastischer und unheimlicher erschienen.

Die Gestalt im Talar und dem Blechhelm ließ einen besondern Pfiff ertönen, und zugleich begann ringsum ein betäubender Lärm; jeder ließ sein Instrument so laut, als er es vermochte, erschallen, zahlreiche blinde Schüsse wurden in die Luft gefeuert, dazu sprangen die lächerlichen und grauisen Gestalten hin und her, so daß dieses Schauspiel sowohl für das Auge wie für das Ohr kaum noch etwas Menschliches zu haben schien.

Nach kurzer Zeit hörte der Lärm auf, und ringsum wurde es so still, daß man nur noch das Rauschen des Nachtwindes hörte.

Der Mann mit dem hohen Federbusch rief mit laut schallender Stimme, deren Klang jedoch so verstellt war, daß ihn kaum jemand zu erkennen vermocht hätte:

„Sekretär —
Sib das Sündenregister her!“

Eine ganz in Stroh gewickelte Gestalt mit feuerrot gefärbtem Gesicht, ein Butterfaß auf dem Kopf, trat heran und überreichte dem Führer mit tiefer Verbeugung eine Rolle Papier.

„Rüdenbauer, ist dein Haberfeld leer?“ rief der Mann mit dem Federbusch.

Tiefe Stille herrschte ringsum. Auf dem Rüdenhof ließ sich nichts hören als das verstärkte Geheul der Fanghunde. Die Knechte drückten sich hinter dem Torweg scheu zur Seite.

Noch zweimal wiederholte der Führer der Treiber seine Frage, aber es kam keine Antwort. Das Tor blieb verschlossen.

Der Brauch verlangt, daß auf die so gestellte Frage der Bewohner des Hauses, vor dem das Rügegericht sich versammelt, in die Tür trete, um mit entblößtem Haupt zu erwarten, was über ihn verhängt werden würde.

„Der Rüdenbauer trotzt der Ladung,“ sagte der Führer unter atemlosen Schweigen der Menge, „geht und bringt ihn her, und ihr dort hinter dem Gitter legt die Hunde an und kürzt ihre Ketten, oder die Bestien sind des Todes — und dann öffnet das Tor!“

Nach einigen Augenblicken hörte man ein unruhiges Knurren der Hunde. Die Knechte hatten nicht gewagt, dem Befehl zu trohen — sie wußten genau, daß die Tiere im nächsten Augenblick erschossen werden würden, und mochten glauben, ihrem Herrn selbst einen Dienst zu leisten, wenn sie dieselben retteten, aber sie wagten es dennoch nicht, das Tor zu öffnen; unschlüssig standen sie zurück und drängten sich furchtsam zusammen.

„Vorwärts!“ rief der Mann mit dem Federbusch, und sogleich rückte von jeder Rotte eine Anzahl Männer heran. Wichtige Gieße von Dreschlegeln und Knütteln hatten bald das Tor gesprengt, und die Eingedrungenen eilten unter wildem Geheul der Hunde dem Hause zu. Der Rüdenbauer stand in seinem Zimmer; er hatte nur in der Eile Stiefel und Beinkleider angelegt und kreuzte, laufend vorwärts gebeugt, die Arme über der Brust. Als die Tore sich öffneten und er die greulichen Spaltgestalten erkannte, stieß er einen wilden Wutschrei aus. Er hatte erwartet, daß seine Leute in der Gewohnheit des Gehorsams die Tür verteidigen würden.

„Ja, die Verräter,“ rief er, „niemand hätte eindringen können, wenn sie ihre Schuldigkeit getan, aber sie stecken auch mit der höllischen Bande zusammen; das sollen sie mir büßen! — Hinaus aus meinem Eigentum! Ihr seid Diebe und Räuber, und als solche werde ich euch behandeln, wenn ihr nicht sogleich mein Haus und meinen Hof verlaßt!“

„Sei still, Rüdenbauer,“ rief einer der vermummten Treiber, „hast du nicht gehört, daß der Meister gefragt hat, ob dein Haberfeld leer ist — weißt du nicht, was du zu tun hast auf solche Frage?“

Der Rüdenbauer war nach der Wand zurückgewichen, im Nu hatte er ein doppelläufiges Gewehr herabgerissen und legte sich in Anschlag. Die Hähne knackten.

„Zurück!“ rief er, „Unverschämte! Weicht aus meinem Hause, wenn euch euer Leben lieb ist — draußen mögt ihr treiben, was ihr wollt; ich kann's nicht hindern, aber hier brauche ich mein Hausrecht!“

Die Haberer waren vor den auf sie gerichteten Läufen zurückgewichen, im nächsten Augenblick aber schon hatten einige von ihnen sich tief gebückt und, auf Händen und Füßen laufend, den Rüdenbauer erreicht.

Sie faßten von unten herauf seinen Arm, der Schuß trachte in die Luft, das Gewehr entfiel ihm, und im nächsten Augenblick war er überwältigt und zu Boden geworfen, während er, vor Wut schäumend, furchtbare Verwünschungen ausschief.

„Fort mit ihm zum Meister!“ riefen die Haberer, indem sie ihm die Hände auf den Rücken banden und ihn trotz seinem Widerstande und obgleich er in seiner wilden Wut mit den Füßen trat und selbst mit den Zähnen um sich zu beißen versuchte, vor sich herstießen.

Auf dem Flur trat ihnen Maria Borischa entgegen.

„Am der heiligen Mutter Gottes willen“, rief sie, „schont das Leben meines Vaters — vergeßt nicht, daß Gott auch über euch im Gericht sitzt!“

„Die Haberer sind keine Mörder, Maria Borischa,“ erwiderte eine Stimme aus dem dichten Haufen der Vermummten, „deinem Vater wird nichts geschehen, wenn er nicht, wie er eben getan, uns am Leben bedroht. Geh auf deine Kammer und bleibe dort; es ist nicht gut, wenn ein Kind das Gericht über seinen Vater hört — bitte Gott, daß er sein hartes Herz lenke.“

„So schwört ihr,“ rief Maria Borischa, „daß sein Leben verschont bleibt?“

„Wir schwören es, wenn er es nicht selbst verwickelt,“ antworteten die Haberer, und einer von ihnen drängte das zitternde Mädchen mit freundlichem, mitleidigem Zuspruch in ihre Kammer.

Der Rüdenbauer biß sich fast die Lippen blutig und stieß verzweifelt mit den Füßen um sich. Die Fürbitte seiner Tochter schien ihn noch wütender gemacht zu haben — der stolze Mann, der sich so lange als Herr gefühlt über alles, was ihn umgab, konnte es nicht ertragen, so schwer vor seinem Kind und vor seinen Leuten gedemütigt zu werden. Aber all sein Widerstand war vergebens — er wurde fortgeschleppt über den Hof hin unter das Tor. Hier band man ihn mit einem Strick an den

Türpfosten, zwei vermummte Männer blieben neben ihm stehen, jede Bewegung, die er etwa zu seiner Befreiung machen möchte, zu überwachen und zu verhindern.

„Das Haberfeld ist leer! Der Bauer ist da!“ sagte einer der Versammelten.

Der Rüdenbauer senkte knirschend das Haupt auf die Brust und schloß die Augen. Er schien in diesem Augenblick ein ähnliches Gefühl zu haben wie der Strauß, der da glaubt, nicht gesehen zu werden, wenn er selbst nicht sieht.

Der Mann im Lapentostüm senkte die Laterne, der im Federbusch rollte ein langes Register auseinander und begann mit lauter,

weithin schallender Stimme in rhythmischem Tonfall zu lesen:

„Ihr Burschen, jetzt kann ich's nimmer vermeiden, jetzt müssen wir dem Rüdenbauer's Haberfeld treiben. Er dünkt sich mächtig in boshafter List, weil vor dem Gericht ihm nichts anzuhaben ist. Aber die Haberer sehn alles trotz finsterner Nacht, so soll er jetzt hören, was er Böses vollbracht: Zum ersten da hat er vom Rüdenhof das Feld dem Lechner genommen um das elende Geld. Der Lechner, der hat wie ein Kind drum geweint — Dem Rüdenbauer sein Herz war verstockt und versteint.“

Er hielt inne und fragte rings herum:

„Burschen, habe ich Recht oder nicht?“

„Recht hast!“ erscholl die Antwort rings umher, und zugleich begann mit allen Instrumenten ein furchtbarer Tusch, welcher nichts Menschliches mehr hatte und die Zuhörer bis ins Mark erbeben ließ.

Der Mann mit dem Federbusch winkte. Als bald trat wieder tiefe Stille ein, und er fuhr fort zu lesen:

„Zum zweiten und dritten und vierten hört an, hat er dem Strizl, dem Göttnier und dem Seiz das gleiche getan, Scharrt alles zusammen, hat niemals genug Und hört auf kein Mitleid und scheut keinen Fluch.“

„Burschen, habe ich recht?“

„Recht hast!“

Und der höllische Tusch begann von neuem.

Weiter las der Führer das Sündenregister:

„Aber schlimmer als alles, was er jemals verbrach, Ist des braven Breitlinger sein Weh und Ach. Von Haus und Hof hat er den Breitlinger vertrieben, Das ist im Himmel und in der Hölle aufgeschrieben.“

Dieselbe Frage. Dieselbe Antwort. Derselbe Lärm.

„Und kein Mitleid hat er mit seinem eignen Blut.

Seine Tochter ist dem Misi Breitlinger so gut,



Wettersteingebirge.

Er aber hat sie voneinandergerissen
Und kennt gegen sein Kind kein' Pflicht noch Gewissen.“
„Burschen, habe ich recht?“ — „Recht hast!“
Noch greulicher lärmten die Instrumente.

Der Rüdenbauer, welcher bis jetzt mit gesenktem Haupt dagestanden hatte, richtete sich auf, er machte konvulsivische Anstrengungen, seine Bande zu lösen, seine Augen traten fast aus den Höhlen heraus.
„Schurken, Spikbuben!“ rief er, „Räuber, Mordbrenner — was geht euch mein Kind an? Habe ich es nicht gehalten wie meinen Augapfel? Sollte ich es wegwerfen an den Sohn des bankrottten Lumpen!“
Immer betäubender erschallte der Lärm ringsum, so daß die letzten Worte des Wütenden ungehört verhallten. Er spie in seinem Grimm gegen die Haberer hin, streckte in der Wut seine Zunge aus und schnitt schauerliche Gesichter.

Einer seiner Wächter hielt ihm eine Laterne vor, und ein allgemeines Hohnlachen klang ihm rings umher entgegen. Wieder winkte der Mann mit dem Federbusch.

Alles wurde still, und die Verlesung begann aufs neue:

„Wir warnen und mahnen — er mag sich bekehren,
Doch will er die Stimme der Rüge nicht hören,
So wird er des Teufels gierigen Krallen
Am jüngsten Tag auf ewig verfallen.“

„Habe ich recht, Burschen?“

„Recht hast — recht hast!“

„Der Teufel wird ihn holen, wenn er ihm nicht zu schlecht ist!“ rief es dazwischen. Und abermals mischte sich lautes Gelächter in den fürchterlichen Lärm der Instrumente.

Noch einmal winkte der Mann im Federhut zur Ruhe und las mit feierlichem Ton:

„Dann werden wir ihm nimmer das Haberfeld treiben,
Dann wird er das höllische Feuer erleiden,
Wenn es wird klingen in allen Lüften,
Herab von den Wolken — heraus aus den Grüften:
Liber scriptus proferetur
In quo totum continetur
Unde mundus judicetur.“

Dann begann ein Lärm, der alles Bisherige noch weit hinter sich zurückließ. Einzelne hingen die Türen und Fensterläden aus. Sämtliches Küchengerät befand sich in unglaublich kurzer Zeit in den hohen Kirschbäumen des Gartens aufgehängt; ein großer Heuwagen war auseinander genommen, die einzelnen Teile auf das Scheunendach getragen und dort wieder zusammengesetzt — doch wurde dabei auf das sorgfältigste jede Beschädigung vermieden. Es war nichts weiter zu tun, als die verschleppten Dinge wieder an ihren Platz zu bringen. Wenn je bei solchen Gelegenheiten eine Beschädigung des Eigentums vorfällt, so wird der Schaden auf geheimnisvolle Weise vollständig und reichlich ersetzt.

Plötzlich ertönte schrilles Pfeifen von den im weiten Umkreise ausgestellten Wachen her, und zugleich eilten verummumte Gestalten über das Feld heran, indem sie riefen:

„Die Gendarmen kommen!“

Der Mann im Federbusch ließ ebenfalls laut seine Pfeife ertönen. Das Signal wiederholte sich schnell durch alle Gruppen.

Wie mit einem Zaubererschlag erloschen auf einmal sämtliche Laternen, der Lärm verstummte, und schattenhaft dahingleitend, verschwanden die verummumten Gestalten, nach allen Richtungen auseinanderstäubend.

Auch die Dorfbewohner zogen sich schnell zurück, denn keinem war es erwünscht, etwa als Zeuge gegen die Haberer vorgeladen zu werden, die man ebenso fürchtete, als man ihr Treiben innerlich billigte und soviel als möglich unterstützte.

Der Rüdenbauer riß gewaltig an seinen Banden.

„Zu Hilfe,“ rief er, „zu Hilfe! Macht mich los oder ihr sollt vor Gericht kommen als Helfer der Räuberbanden!“

Da von den Haberern, die wie ein nächtlicher Spuk von den Lüften fortgeführt zu sein schienen, nichts mehr zu sehen war, so kamen die Knechte des Rüdenhofs, wenn auch noch ein wenig scheu, heran und befreiten ihren Herrn von seinen Banden. . . .

Die Untersuchung wurde vom Landgericht in Tölz geführt, aber es kam nichts dabei heraus, wie überhaupt noch niemals gegen die Haberer irgend etwas ausgerichtet worden ist, so viel Mühe man sich auch gegeben hat, die Urheber und Teilnehmer des geheimnisvollen Treibens zu entdecken und zur Strafe zu ziehen.

Der Rüdenbauer trieb die Sache gegen den Breitlinger am Landgericht mit allem Eifer; er kaufte, als die Sant erklärt wurde, die Hypothek, die außer seiner Forderung auf dem Almenhof stand, aber das Landgericht ging trotz all seines Drängens seinen ruhigen Weg und beeilte sich nicht mit dem Verkauf, da noch zahlreiche kleine Gläubiger vorhanden waren.

Der Buschmüller, der an Stelle Friedel Breitlingers zum Gemeindevorsteher ernannt war, wurde als Verwalter der Masse bestellt, um die Ernte einzubringen, damit danach erst der Wert des verganteten Besitztums endgültig festgestellt werden konnte.

Der Buchlechner lachte grimmig dazu; war er doch seiner Sache gewiß. Nun mußte ja der Almenhof doch in seine Hände fallen.

Stumm und düster ging er einher, er grüßte niemand und verließ niemals seinen Hof. Mit Maria Borischa sprach er kein Wort, aber er hielt sie auch nicht zur Arbeit an — es schien, als ob seine Tochter nicht für ihn vorhanden sei. Sie blieb den Tag über in ihrer Kammer.

Nachdem die Sonne untergegangen war, betete sie auf dem Gottesacker am Grabe ihrer Mutter und dann ging sie wieder wie einst hinaus in das Gebüsch am Fluß und saß lange an der Stelle, wo sie den Alisi getroffen hatte, zu den Sternen aufblickend und leise zu den Wellen herabflüsternd.

7. Kapitel.

Die große Entscheidungsschlacht war geschlagen, das französische Kaiserreich war bei Sedan vernichtet. Napoleon selbst hatte seinen Degen dem König Wilhelm zu Füßen gelegt, und einen Augenblick glaubte die Welt, daß nun der Krieg zu Ende sei, bis die aus den Trümmern des Kaiserreichs aufgewachsene Republik ihren Verzweiflungskampf gegen Deutschland begann.

Auch nach Beuerwald hin rollte die große Woge der Weltgeschichte, die den stolzen Thron der Napoleoniden hinweggespült hatte, und die Politik, welche sonst so wenig in die Berge hineindrang, beschäftigte jetzt alle Gemüter.

In die stolze Siegesfreude mischte sich aber bange Sorge; denn die Söhne aus edlichen Häusern standen im Feld, und jedesmal, wenn eine große Schlacht geschlagen war, bangten die Herzen der Eltern, und auch manche junge Dirne sah abgehärmt und verweint aus, bis endlich dann gute Nachrichten von den Abwesenden kamen.

Noch war keiner von den jungen Burschen aus Beuerwald gefallen oder schwer verwundet, aber das half ja nichts gegen die Angst, die in jeder Zeitungsnachricht neue Nahrung fand.

Als nun endlich die Kunde von dem gewaltigen Ringen bei Sedan eintraf, da erbehten alle Herzen von neuem, denn man las ja, daß gerade die Bayern in scharfer Aktion gewesen seien und die Stellung der Franzosen bei Bazeilles mit heldenmütiger Tapferkeit und unter schweren Verlusten genommen hätten.

Auch der Alisi hatte lange nichts von sich hören lassen. Anfangs waren mehrere Briefe gekommen an seinen Vater, in denen er schrieb, daß es ihm gut ginge und daß er bei Wörth und Weißenburg und wo er sonst im Gefecht gewesen, gut davongekommen sei.

Einige Zeit war seit der Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Sedan vorübergegangen, und immer noch war keine Nachricht von Alisi gekommen, weder an den Breitlinger noch an Maria Borischa. Die Verlustlisten langten immer erst spät an und waren oft ungenau. Sorge und Unruhe erfüllten den Vater und die Geliebte des Abwesenden.

Maria Borischa hatte auf die Gefahr hin, den äußersten Zorn ihres Vaters zu erregen, den Buschmüller auf der Straße angeredet und nach dem Alisi gefragt, aber sie hatte auch von ihm keine tröstlichen Nachrichten erhalten, und in banger Unruhe hatte sie von neuem auf dem Grabe ihrer Mutter für den Geliebten gebetet, und unruhige Träume quälten sie, ohne daß ihr, wie das sonst wohl der Fall war, klare Bilder sich zeigten — sie hatte nur das dunkle und unbestimmte Gefühl, daß die schwere Wetterwolke, die sie früher schon am Horizont der Zukunft gesehen, jetzt über ihrem Haupte stehe. So ging sie wiederum hinaus nach dem Ufer des Flusses, um unter der alten Buche von dem Alisi zu träumen und zu versuchen, ob sie in der Schrift der Sterne nicht eine tröstliche Botschaft zu lesen vermöchte.

Es war ein schöner, klarer Herbstabend, der frische Hauch des Windes kräuselte die Wellen und rauschte leise durch die Baumkronen.

Hell funkelten die Sterne vom Nachthimmel herab, aber Maria Borischa vermochte auch bei den ewigen Himmelslichtern, den freundlichen Vertrauten ihrer Kindheit, keinen Trost und keine Beruhigung zu finden — vielleicht, weil ein trüber Tränenschleier ihren Blick verhüllte.

Immer dichter wurde der Schleier, sie drückte ihr Gesicht in die Hände und Tränentropfen rannen durch ihre schlanken Finger. Das dumpfe Leid in der langen Einsamkeit hatte die Kraft des einst so frischen, mutigen Mädchens erschöpft. — Da plötzlich hörte sie ein Knacken der Zweige.

Mehr verwundert als erschreckt blickte sie auf, und unmittelbar am Rande des Gebüsches zeigte sich ihr eine wundersame Erscheinung.

Ein hoher, schlanker Mann stand vor ihr. Sein lockiges Haupt bedeckte ein kleiner Hut, ein grüner Jagdrock von eigentümlichen Schnitt umschloß seine feine und edle Gestalt, glänzende Reitstiefel mit goldenen Sporen reichten bis zu den Knien herauf. — Auf seinen Armen trug er ein kleines, etwa fünf- bis sechsjähriges Mädchen in einem zerrissenen Kleid von grobem Leinwandstoff. Das hübsche Gesicht des Kindes war bleich und verkümmert, seine Haare hingen aufgelöst um den Kopf, den es, wie von Müdigkeit erschöpft, an die Schulter des Mannes lehnte.

Der Fremde schien einen Augenblick ebenso erstaunt wie Maria Borischa, auch ihm mochte das wunderbar schöne Mädchen, an dessen

Hals ein Kreuz mit großen Edelsteinen strahlte, wie ein Märchenbild erscheinen.

„Seht her,“ sagte er mit fast verlegener Miene, „dieses arme Kind — ich fand es im Gebirge, es hatte sich versteigen auf einem Gang und konnte nicht herab, da bin ich hinaufgeklettert und habe es geholt — es war die höchste Zeit, die arme Kleine wäre zugrunde gegangen — seit zwei Tagen, sagte sie, sei sie schon im Walde verirrt gewesen, nachdem sie von Haus fortgeschickt war, um Schwämme zu suchen. Ich habe ihr keine Erquickung bieten können, da ich nichts bei mir habe. Auch ich war vom Weg abgekommen und suche nun nach einem Ort und freundlichen Menschen, denen ich das Kind übergeben könnte. Es hat wohl den Namen seiner Eltern genannt, aber danach habe ich keine Zeit zu forschen — es mag wohl von weiter her zu Hause sein. Wollt Ihr das arme Mädchen nehmen und für sie sorgen, bis ihre Heimat erforscht ist? Es soll Euer Schade nicht sein,“ fügte er schnell hinzu, als Maria Borischa sinnend den Kopf neigte, „Kost und Pflege für meinen kleinen Schlingling soll reichlich bezahlt werden.“

„O Herr,“ rief Maria Borischa, indem flammende Röte in ihrem Gesicht aufschlug, „glaubt nicht, daß ich daran gedacht habe und darum mit meiner Antwort zögerte, aber ich weiß nicht sogleich, wie ich Euern Wunsch erfüllen soll; mein Vater ist ein harter Mann und ist jetzt zornig gegen alle Welt und gegen mich; er weist alle Armen von seiner Tür, und da fürchte ich, er möchte wohl der armen Kleinen da die Aufnahme versagen; aber wenn Ihr nur mit hinabkommen wollt nach Beuerwald, da gibt es wohl der Häuser genug, die sich Eurer Bitte öffnen möchten!“

„Nein, nein,“ rief der Fremde, „ich will nicht nach dem Dorf, ich will mich nicht den Leuten zeigen — nehmt Ihr das Kind — ich bitte Euch darum — bringt es unter!“

„So seid Ihr wohl gar —“ fragte Maria Borischa.

Sie brach ab, indem sie einen prüfenden Blick über die Gestalt des unbekannten Mannes gleiten ließ.

„Und wer meint Ihr, daß ich wäre?“ fragte dieser unruhig.

„Einen Augenblick ging mir durch den Kopf,“ erwiderte sie, „daß Ihr ein Pächter sein möchtet, da Ihr so sehr fürchtet, in das Dorf zu gehen und Euch den Leuten zu zeigen. Doch nein,“ sagte sie dann lächelnd, „so tragen die Pächter sich nicht — Ihr mögt wohl ein herrschaftlicher Förster sein.“

Der Fremde lachte hell auf.

„Ein Pächter!“ rief er. „Nein, nein, seid ruhig, das bin ich nicht, aber ich möchte doch lieber nicht in das Dorf dort hinein, also nehmt das Kind und bringt es unter, wo Ihr könnt.“

„Es geht nicht, Herr, es geht nicht,“ sagte Maria Borischa; „was würde mein Vater sagen, wenn ich mit einem fremden Kinde von Haus zu Haus ginge, er würde noch zorniger werden, als er schon ist, und ich möchte doch so gern seinen Zorn befänstigen. Doch halt,“ unterbrach sie sich selbst, „hier auf der Höhe hinter dem Dorf — es ist nur eine Viertelstunde zu steigen — da wohnt die alte Kräuterhanni; die Leute fürchten sie wohl, weil sie mehr weiß als andere, aber ich habe noch nie gehört, daß sie irgend jemand etwas Böses getan; sie ist arm, aber sie wird, glaube ich, wohl dem Kind Unterkommen gewähren, bis seine Heimat entdeckt ist.“

„Das ist recht, das ist recht,“ rief der Fremde, „laßt uns dorthin gehen — nicht wahr, Ihr werdet mir den Weg zeigen?“

„Wohl ist es schon Abend,“ erwiderte Maria Borischa, „aber der Vater fragt mich nicht danach, ob ich früher oder später heimkehre; und mag es auch wohl nicht ziemlich sein, mit einem Fremden abends durch den Wald zu gehen, so habe ich doch zu Euch Vertrauen, Herr, Ihr müßt ja gut und fromm sein, da Ihr ein versteigertes, armes Kind gerettet habt und auf Euren Armen tragt.“

„Ich danke Euch für Euer Vertrauen,“ sagte der Fremde herzlich,

„das Vertrauen ist ja so selten zwischen den Menschen auf Erden, und mir begegnet es nicht gar oft. Kommt also, Ihr könnt unter eines Engels Schutz nicht sicherer sein als bei mir!“

„Hier geht's hinauf,“ sagte Maria Borischa, indem sie auf einen schmalen Weg deutete, der aufwärts zum Berge führte.

Eine Zeitlang schritten beide schweigend nebeneinander her.

„Ihr habt also Kummer?“ fragte der Fremde endlich, nachdem er sorgsam das vor Erschöpfung entschlummerte kleine Mädchen in seinem Arm zurechtgelegt hatte. „Euer Vater ist hart mit Euch — erzählt mir das, da Ihr doch Vertrauen zu mir habt, und seid gewiß, wenn ich Euch helfen kann, so will ich tun, was in meinen Kräften steht.“

„O Herr,“ erwiderte Maria Borischa, „da ist schwer zu helfen — mein Vater ist hart wie Stein, und wenn selbst der Pfarrer Martel nichts bei ihm ausrichtet, wenn ich ihn selbst im Namen meiner Mutter vergebens gebeten habe, da könnte es ein Fremder nur ganz bei ihm verderben, wenn er sich in seine Sache hineinmischen wollte.“

„Nun, so klagt mir wenigstens Euern Kummer,“ sagte der junge Mann; „kann ich nicht helfen, so erleichtert's Euch vielleicht doch das Herz.“

Maria Borischa sah zu ihm auf, seine Augen blickten so treu und herzlich, er trug mit so rührender Sorgfalt das arme, kleine Kind in seinem Arm, daß sich ihr Herz wie von selbst öffnete.

In einfachen Worten erzählte sie die Geschichte ihrer Liebe, die so hoffnungreich begonnen und durch die plötzliche, ihr ganz unerwartete und unerklärliche Härte des Vaters so traurig sich gewendet hatte.

„Und vielleicht,“ sagte sie, „wäre es doch noch gut gegangen, wenn sie dem Vater nicht so übel mitgespielt hätten bei dem Haberfeldtreiben. Hart sind sie mit ihm umgegangen, und ob sie recht gehabt haben, so zu richten über einen ihrer Mitmenschen, das mag Gott allein wissen. Aber seitdem ist gar nichts mehr zu machen; sein Herz ist versteint,

und ich habe alle Hoffnung verloren, daß mein Alisi und ich auf Erden noch glücklich werden können.“

„Man muß niemals die Hoffnung aufgeben,“ sagte der Fremde ernst, „Ihr habt wohl mit schwerem Kummer zu kämpfen, aber der kann sich wenden, habt Ihr doch Eure Liebe.“

Sie kamen zu der Hütte der alten Greiterin. Ein Licht schimmerte durch das Fenster. Maria Borischa klopfte an die Scheibe. Der Fremde blieb seitwärts im Schatten stehen. Das Fenster wurde geöffnet. Die alte Kräuterhanni steckte den Kopf heraus.

„Was gibt's?“ fragte sie; „ist jemand krank geworden im Dorfe, daß ich ihm beistehen kann? Die alte Hanni ist immer bereit zu helfen, so viel sie auch spotten und schänden mögen!“

„Krank ist niemand,“ erwiderte das junge Mädchen, „doch gilt es zu helfen — ein verirrtes Kind bedarf der Pflege!“

„Ah,“ rief die Alte fast höhnisch, „Ihr seid's, Maria Borischa, die Perle von Beuerwald, die schöne Tochter des Rüdenbauers, dem bald das ganze Dorf gehören wird —“

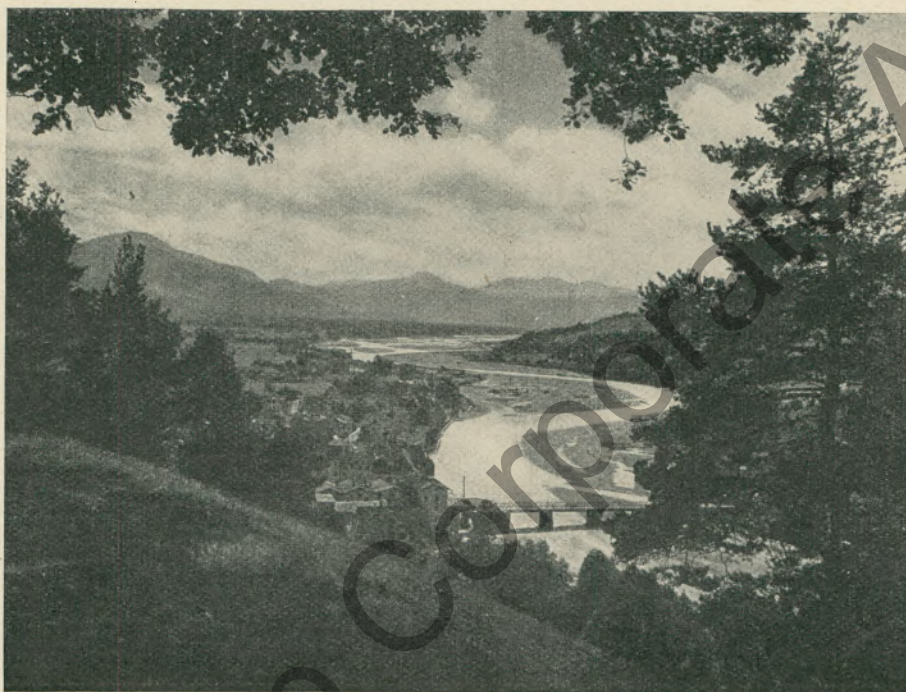
„Gleichviel, wer es ist,“ fiel Maria Borischa unmutig ein, „es gilt, ein gutes Werk zu tun — jedermann weiß ja, daß Ihr stets bereit seid, zu helfen.“

„Gewiß bin ich das,“ rief die Alte, „und jeder Mensch sollte es sein, um sich ein Anrecht zu schaffen an die Erbarmung des Himmels! Bei mir klopft man nicht vergebens an wie bei den reichen Leuten dort unten, die die arme Hanni schmähen und verspotten und den Armen ihre Tür verschließen.“

Sie ging vom Fenster zurück und kam nach einem Augenblick vor die Tür ihrer Hütte.

„Nun,“ sagte sie, „wo ist das Kind, das Ihr gefunden und für das die Tochter des reichsten Mannes weit umher Zuflucht sucht bei der armen Greiterin?“

(Fortsetzung folgt).



Bad Tölz und das Isartal.



Die Zugspitzbahn.

Phot. Rudolf Hülshoff, Garmisch.

Die Zugspitzbahn.

Von Helmut Böttcher.

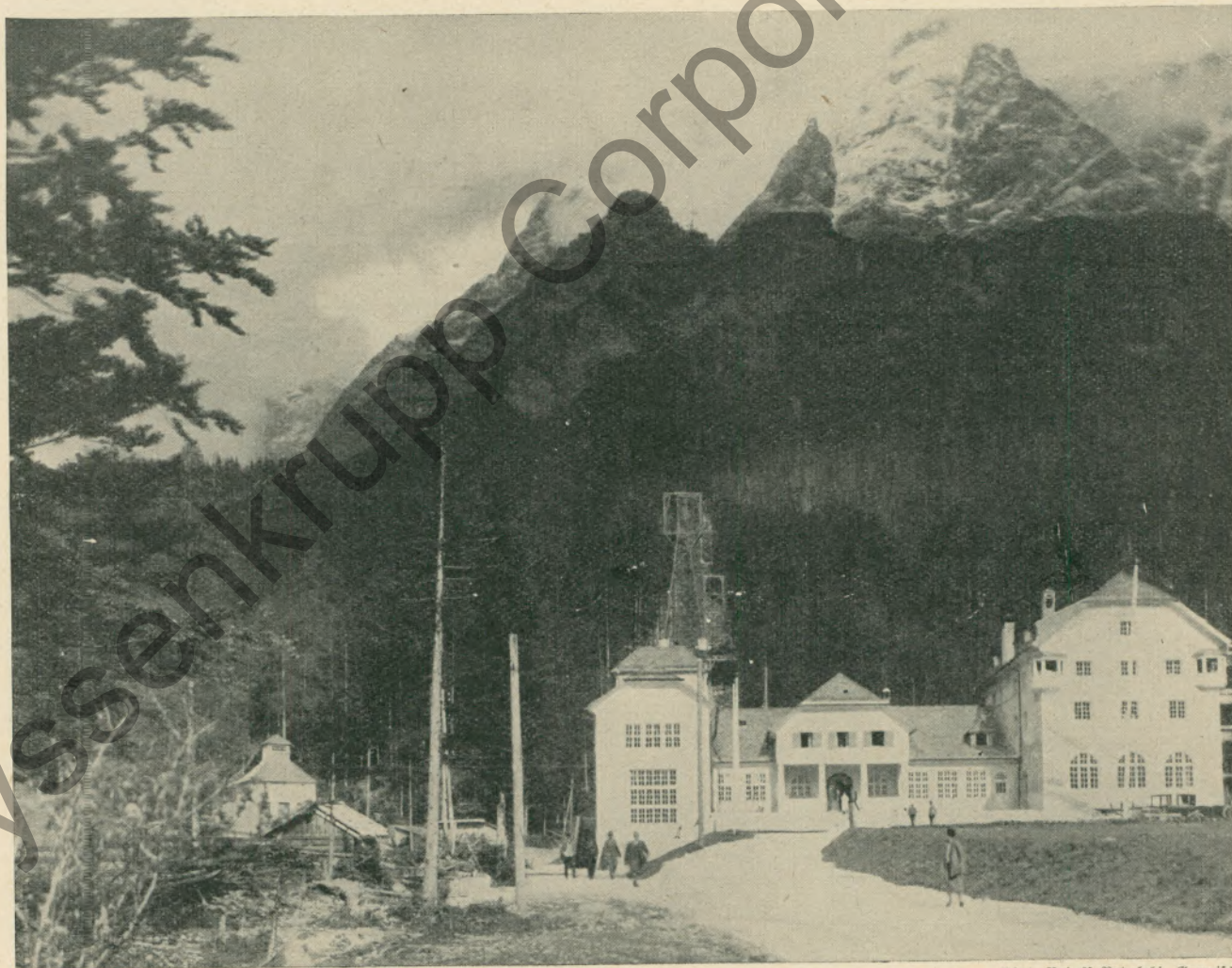
Gebirgswanderungen haben innerhalb des germanisch-romanischen Kulturkreises kein hohes Alter.

In jenen langen Jahrhunderten, in denen — wie Schiller in seinem Gedicht „Der Spaziergang“ sagt — der Mensch noch nachbarlich mit dem Acker zusammenwohnte, empfand man nicht das Bedürfnis, in die Einsamkeit der Gebirge zu streben. Erst mit der Entstehung und Verfeinerung einer besonderen städtischen Kultur und mit der Industrialisierung des Wirtschaftslebens, als eine Trennung von Stadt und Land eingetreten war, erwachte in den Bewohnern der Städte die Sehnsucht nach den Bergen, und der Wunsch, in die freie Natur zurückzukehren, wurde um so stärker und allgemeiner, je mehr die Teile des Volkes wuchsen, die sich in Großstädten und Industriebezirken sammelten. Das ewige Naturgesetz, nach dem Gegensätze sich anziehen, begann mächtig sich hier auszuwirken: auf der einen Seite Unruhe und Hast, das immerwährende und nicht immer freundliche Begegnen der Menschen, ihr Leben in einer mit Staub und chemischen Dämpfen vermengten Luft, auf der anderen Seite der Friede, die Einsamkeit und der erquickende Duft der Gebirgswelt. Was Wunder,

wenn immer größere Teile des Volkes den Wunsch haben, während ihrer Ferienzeit in Wälder und Berge zu flüchten! Und bei nicht wenigen mag da wohl der Gedanke eines verlorenen Paradieses lebendig werden.

Kann so das Wandern in Bergen auf kein hohes Alter zurückblicken, so ist die Lust, ragende Berggipfel zu besteigen, ja, sie selbst mit Lebensgefahr zu erklimmen, noch viel jüngeren Datums. Sie ist eigentlich erst mit der Ausbreitung des Sportgeistes entstanden und mit dem Gefallen an sportlichen Rekordleistungen dann immer mehr gewachsen. Jetzt gibt es wohl in Deutschland keinen Berg mehr, dessen Gipfel nicht schon von kühnen Wanderern betreten wurde. Selbst Deutschlands höchster Berg, die Zugspitze in den Bayerischen Alpen mit ihren steilen Abhängen, tiefen Schluchten und zackigen Gipfeln, die 1820 zum erstenmal und noch mehrere Jahrzehnte danach nur mit äußersten Gefahren bestiegen wurde, bietet heute geschulten Sportlern keine Schwierigkeiten mehr.

Das Streben der Menschen in die Bayerischen Alpen und die Freude im besonderen an der Zugspitze, des einzigen deutschen Berges, der mit seiner Lage von



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Die dreiteilige Talstation der Zugspitzbahn in Ehrwald, im Hintergrund die Zugspitze.

(Linker Vorbau: das Maschinenhaus, dahinter die hochgehenden Seile der Bahn; Mittelbau: die Fahrkartenschalter, Bureau- und Warterräume; rechter Vorbau: Hotel mit Wirtschaftsbetrieb.)



Phot. Rudolf Rudolph, Garmisch.

Die Talstation der Zugspitzbahn in Ehrwald am Tage der Eröffnungsfeier.
(Der Platz im Vordergrund war mit reich-Deutschchen und Österreichischen, mit Bayerischen und Tiroler Fahnen geschmückt.)

2960 Meter über dem Meeresspiegel in die Schneeregion hineinreicht, hat den Plan entstehen lassen, eine Bahn auf den Gipfel zu bauen. Damit sollte auch den Menschen Gelegenheit gegeben werden, sich der herben Schönheit und der reinen Luft der Hochgebirgswelt zu erfreuen, deren Körperkraft zu einer mehrstündigen anstrengenden Fußwanderung nicht ausreicht, oder deren Zeit ein mehrtägiges Verweilen im Gebirge nicht zuläßt. Von begeisterten Hochtouristen ist dieser Plan lange Zeit und oft leidenschaftlich bekämpft worden. Man wollte Deutschlands höchsten und stolzeften Berg einsam erhalten für wenige mit besonderer Kraft ausgezeichnete Menschen und dem Strom der aus den Großstädten flutenden Massen nur die freundlichen Hügel und die behaglichen Gebirgstäler überlassen. Aber der Geist der Zeit, wohl auch die Freude an der Überwindung von Schwierigkeiten, war stärker als der an sich begreifliche Wunsch der Hochtouristen, und so erstand die Bahn auf die Zugspitze. Am 5. Juli 1926 wurde sie eröffnet und dem allgemeinen Verkehr übergeben.

Eine Bergbahn eigener Art ist hier geschaffen. Die Wagen rollen nicht auf Schienen: eine sogenannte „Standbahn“ hier zu bauen, selbst

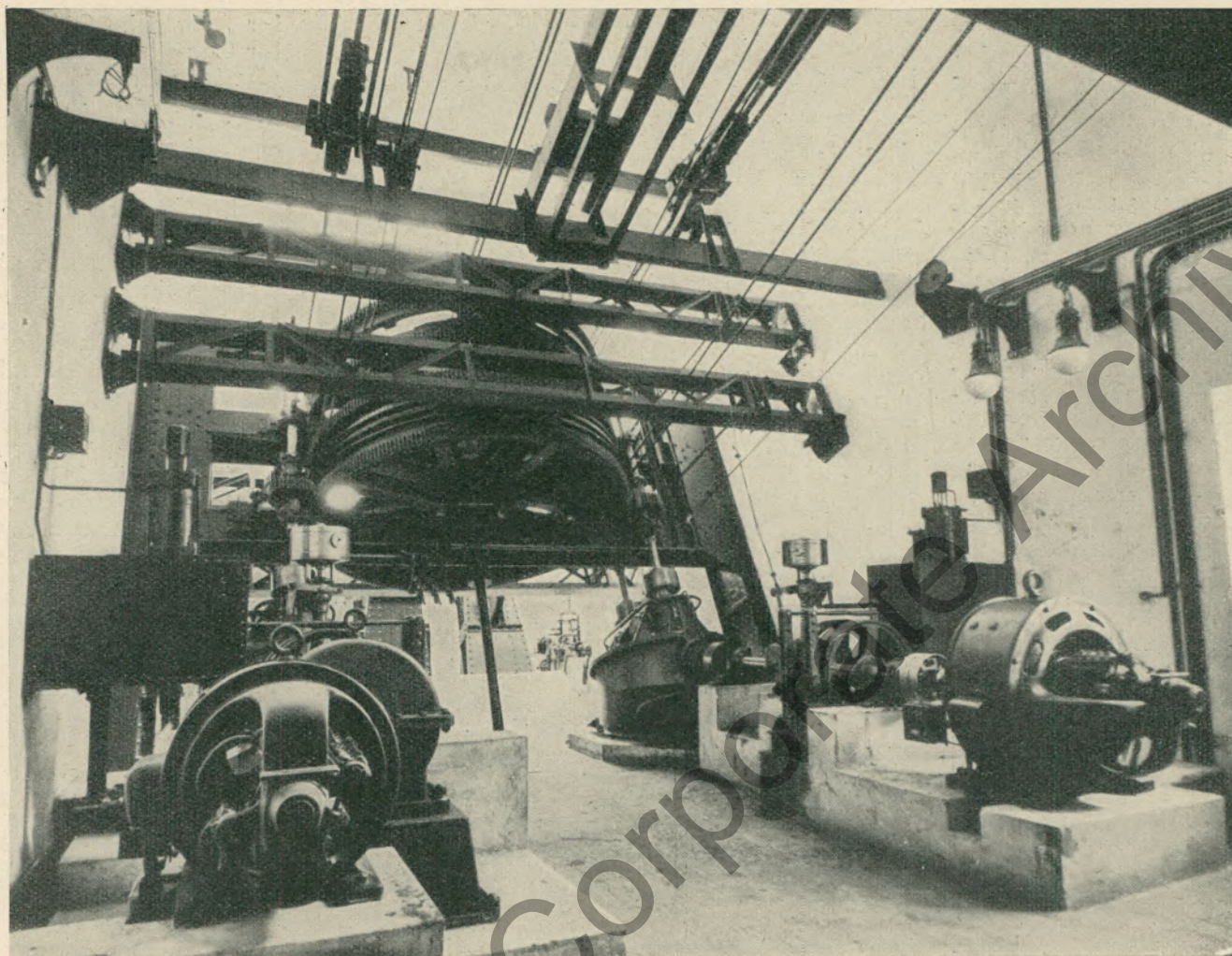
eine solche, die von Zahnradern bewegt wird, verboten die hohen Kosten, die der Bau zahlreicher langer Tunnels durch versträngende Gebirgszacken und die Errichtung schwieriger Brücken über tiefe Schluchten verursacht hätten. So erdachte Ingenieurgeist denn eine Schwebebahn, bei der die Wagen (Kabinen) an schwankenden

Drähten entlang gleiten. Zwischen der Talstation und der Bergstation der Bahn wurden sechs Stützen errichtet, die die Drahtseile über dem Boden hochhalten. Die Höhe dieser Stützen schwankt zwischen 12 und 32 Meter, und auch die Spannweite zwischen den einzelnen Stützen ist den Bodenverhältnissen entsprechend verschieden. Zwischen der ersten und zweiten Stütze besteht eine Spannweite von 1200 Meter, die nächstgrößte Spannweite, zwischen Stütze 5 und 6, beträgt 960 Meter. In diesen beiden Spannweiten schwebt der Wagen teilweise mehr als 100 Meter über dem Boden. Die Entfernung der Bergstation von der Talstation beträgt, in der Luftlinie gesehen, 2971, dagegen von Stütze zu Stütze gemessen 3375 Meter. Die Wagen gebrauchen auf den Drähten zur Fahrt von der Talstation bis zur Bergstation, beziehungsweise zurück, 16 Minuten, sie legen also in der Sekunde



Phot. Rudolf Rudolph, Garmisch.

Die Linienführung der Seilschwebebahn.



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Bild in einen Maschinenraum des Maschinenhauses der Talstation.

durchschnittlich ungefähr 3,6 Meter zurück. Da sie sich in der Talstation 1228 Meter über dem Meeresspiegel befinden, überwinden sie in 16 Minuten eine Höhe von 1574 Meter. Angebracht sind sie an den Drähten in der Weise, daß der eine Wagen die Talstation nach oben hin in demselben Augenblick verläßt, in dem der andere Wagen von der Bergstation nach unten hinabfährt. Das Tragseil, an dem die Wagen hängen, ist aus vielen Einzeldrähten zusammengewirkt und hat einen Durchmesser von 48 Millimeter. Das Zugseil, von dem die auf Rollen laufenden Wagen von unten nach oben und von oben nach unten auf dem Tragseil entlang gezogen werden, mißt 28 Millimeter im Querschnitt. Neben diesen beiden Seilen tragen die doppelarmigen Stützen noch auf jeder Seite ein Hilfsseil für einen für den Notfall laufenden Hilfswagen mit einem vom Zugseil getrennten Antrieb. Das Zugseil läuft sowohl in der Bergstation wie in der Talstation endlos über wagerecht angebrachten Seilscheiben. Wie werden nun die Seilscheiben und damit die an dem Zugseil

angellemten Kabinen in Bewegung gesetzt? Die Antwort darauf enthält gleichzeitig die Beschreibung der Arbeiten, die von den Österreichischen Siemens-Schuckertwerken in Wien ausgeführt wurden. Denn von ihnen stammt die elektrische Ausrüstung der Zugspitzbahn, deren mechanischer Teil von der Leipziger Firma Bleichert & Co. gebaut wurde. Der Antrieb der Seilwinden liegt in der Talstation. Er geschieht durch zwei Gleichstrom-Elektromotoren: einen Hauptmotor von 65 PS und einen Hilfsmotor von 23 PS. Während das Zugseil vom Hauptmotor und im Bedarfsfall vom Hilfsmotor angetrieben werden kann, erfolgt der Antrieb des Hilfsseiles nur durch den Hilfsmotor. Zur Verfügung steht Drehstrom von 8500 Volt aus dem Elektrizitätswerk Reutte (Wasserkraft 7810 kVA), der mittels Freileitung zur Talstation übertragen und dort im eigenen Transformatorhaus mit zwei Transformatoren (davon einer als Reserve) in Drehstrom von 220/380 Volt umgeformt wird. Im Leonard-Umformer, bestehend aus Drehstrommotor, Steuer-



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Eine der sechs Stützen der Bahn.

und Puffermaschine, wird dieser in Gleichstrom zur Speisung der Antriebsmotoren umgeformt.

Die Steuerung des Hauptmotors nach dem System Ward-Leonard ermöglicht verlustfreie, feinstufige Regulierung der Geschwindigkeit von Null bis zu vier Meter in der Sekunde, sanftes Anfahren und Stillsetzen; bei Überlast (voller Wagen abwärts, leerer aufwärts) erfolgt Nuhbremsung der überschüssigen mechanischen Leistung durch Energierückgabe in das Drehstromnetz oder in die Akkumulatorenbatterie. Die Puffermaschine im Verein mit der Batterie gestattet bei plötzlichem Ausbleiben des Drehstroms während der Betriebszeit (z. B. Störungen in der Freileitung) ein aufenthaltloses Beenden der Fahrt, ohne daß der Fahrgast etwas merkt, und den Betrieb der Bahn durch längere Zeit ohne Drehstrom. Bei länger dauerndem Ausbleiben des Drehstromes dient eine Verbrennungskraftmaschine von 100 PS zum Antrieb des Leonard-Transformers mittels Riemenantriebes.

Sollte ein Wagen während der Fahrt steckenbleiben, so werden Hilfskabinen zu ihm herangebracht, in welche die Passagiere umsteigen können, um an die Endstation zu gelangen. Bei einer Probefahrt mit einer Hilfskabine stiegen zwei Personen um. Das Rettungsmanöver klappte ausgezeichnet.

Zu den Sicherheitseinrichtungen gehört auch eine telephonische Verständigung des Wagenführers mit der Talstation und eine Vorrichtung zum Stillsetzen des Antriebes vom Wagen aus; Sicherheitseinrichtungen erzwingen ferner das Einfahren in die Station mit verminderter Geschwindigkeit, verhindern das Überfahren der Endstellung und ein Überschreiten der vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit. Sie bewirken ein selbsttätiges Abschalten des elektrischen Antriebes und Stillsetzen der Bahn durch automatische Bremsen, falls



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Ausfahrt einer Kabine aus dem Maschinenhaus.



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Eingelassene einer Kabine für zwanzig Personen.

der Führer im Führerstand der Talstation unachtsam ist oder durch Unwohlsein handlungsunfähig wird.

Die mehrfach vorhandenen Reserven ermöglichen bei Störungen an irgendeiner Stelle, daß der Bahnbetrieb unter allen Umständen aufrechterhalten werden kann, wodurch ein Herabbefördern der Fahrgäste gewährleistet ist. — Das Elektrizitätswerk Reutte wurde ebenfalls von den Österreichischen Siemens-Schuckertwerken erbaut.

Die Zugspitzbahn stellt somit eine Leistung dar, die dem Ruhmeskranz der deutschen Technik weitere leuchtende Blätter eingefügt hat.

Sie ist aber nicht nur ein Wunderwerk der Technik, wie von allen Seiten an ihrem Eröffnungstage hervorgehoben wurde. Sie ist mehr als das. Die Einweihungsfeierlichkeiten gestalteten sich zu einem wahren Volksfest: wann aber wäre eine nur-technische Leistung imstande gewesen, alle Kreise des Volkes mit hellem Jubel zu erfüllen? Eine technische Leistung an sich, und sei sie noch so glanzvoll, wird doch immer nur die technisch gebildeten Kreise in ihren

Kulturkreis der Technik dagegen Bedeutung zu werden verspricht. Wie der Plan der Zugspitzbahn gemeinsam von Reichsdeutschen und Deutschösterreichern erdacht und verwirklicht wurde (von dem Geheimrat Opitz in Berlin und dem Bürgermeister Dr. Stern in Reutte in Tirol) und die Ausführung des Planes gemeinsam durch deutsche und österreichische Firmen geschah (in der Hauptsache durch Bleichert und unsere Österreichischen Siemens-Schuckertwerke in Wien), so werden auch fortan Reichsdeutsche und Deutschösterreicher diese Bahn gemeinsam benutzen, um auf den Berg zu gelangen, der Deutschland und Österreich gemeinsam gehört. Die Talstation der Bahn liegt in Tirol, wer aber hochgefahren

ist und von der Bergstation dann noch eine Viertelstunde zu Fuß geht, gelangt wieder auf reichsdeutsches Gebiet, zu dem auf dem Gipfel der Zugspitze liegenden Münchener Haus. Es ist anzunehmen, und die Zeit seit der Eröffnung der Bahn bestätigt das bereits, daß nun alljährlich Tausende von Deutschen, die in den Bayerischen Alpen Erholung suchen, hinüber nach Tirol in das Land Andreas Hofers fahren und dann nach viertelstündiger Bahnfahrt im Münchener Haus wieder auf deutsches Gebiet gelangen werden. Das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen dem Deutschen Reich und Österreich muß dadurch zweifellos gestärkt werden. Daß von der Zugspitzbahn erwartet wird, an der Lösung dieser Kulturaufgabe mitzuwirken, das kam allein schon in der Tatsache zum Ausdruck, daß bei der Einweihungsfeier die deutsche Reichsregierung und die bayerische Staatsregierung auf der einen Seite, die österreichische Bundesregierung auf der anderen Seite durch hervorragende Vertreter offiziell beteiligt waren. Noch stärker aber trat das in den Wehreden dieser Regierungsvertreter in die Erscheinung.

Dem Tiroler Lande wird der nun anhebende Reiseverkehr aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht von nicht geringem Vorteil sein. Zur Förderung dieses Reiseverkehrs läßt die Verwaltung jetzt stündlich Züge von München über Garmisch-Partenkirchen nach Ehrwald in Tirol fahren, wohin man von München in ungefähr zwei Stunden kommt. Der Bewohner Münchens oder Nürnbergs kann somit bequem einen Sonntagsausflug auf die Zugspitze machen.

Wer eine Fahrt in einer der schmucken Rabinen unternimmt, genießt Landschaftsbilder von seltener Pracht. Bei der Aufahrt werden die Gebäude der Talstation und die unten stehenden Menschen immer kleiner, bis sie dem Auge ganz entschwinden, dafür aber zeigen sich ihm nun die reizvoll in langen Tälern hingestreckten Tiroler Dörfer, dann entschwinden auch sie, von Wolken verdeckt, durch die man hindurchgefahren, und die nun unter uns, frei im Äther, dahinschweben; höher hinauf hat man nur noch ungeheure kahle Felsblöcke und schauerliche Schluchten vor sich und unter sich, bis man in der Bergstation in die Region des ewigen Schnees gelangt. Wundervoll hat den Eindrücken einer solchen Bergfahrt Friedrich Schiller in dem schon erwähnten Gedicht „Der Spaziergang“ Ausdruck verliehen:

..... Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir,
vor mir den Schritt.

Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken
vertraute Begleitung,



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.
Hochgebirgsansicht auf der Fahrt von der Talstation zur Bergstation.



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.
Hochgebirgsansicht auf der Fahrt von der Talstation zur Bergstation.

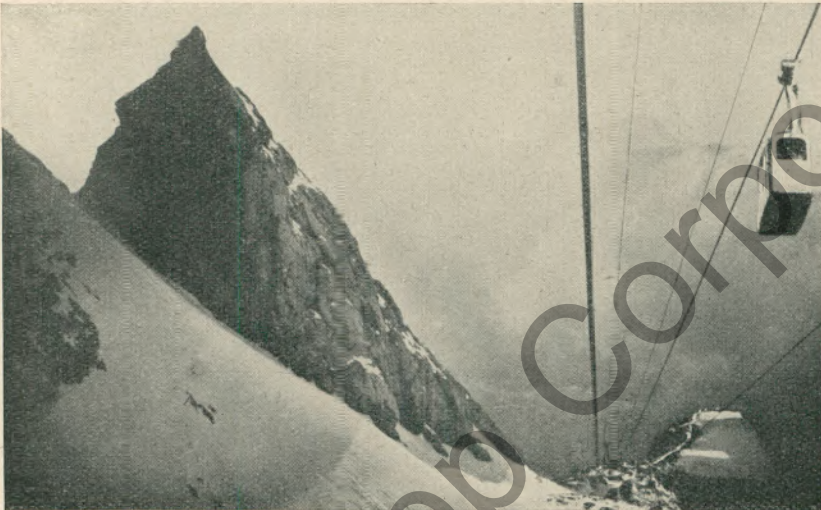


Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.
Hochgebirgsansicht auf der Fahrt von der Talstation zur Bergstation.



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Hochgebirgsansicht auf der Fahrt von der Talstation zur Bergstation.



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Hochgebirgsansicht auf der Fahrt von der Talstation zur Bergstation.



Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Hochgebirgsansicht auf der Fahrt von der Talstation zur Bergstation.

Hinter mir jegliche Spur menschlicher
Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus
welchen das Leben
Reimt, der rohe Basalt hofft auf die
bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch
die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baumes bricht er
entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd. Im
einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das
Gewölke die Welt.
Hoch herauf zu mir trägt keines Windes
Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen
und Lust.

Es sind seelische Eindrücke, die man so
leicht nicht wieder vergißt. Und doch mischt
sich in die Andacht solchen Naturgefühles
das Bewußtsein von der Schaffenskraft
des menschlichen Geistes. Wie gigantisch
die Felsen, wie unermesslich die Schluchten
auch waren, der Mensch ist darüber hinweg-
gekommen, der Geist hat über die Materie
triumphiert. Berg und Bergbahn zeigen
Natur und Kultur nun eng und friedlich
beisammen.

Solche Betrachtung muß die Einstellung
zu Technik und Wirtschaft durchgreifend
beeinflussen. Diese beiden Faktoren haben
das Verhältnis von Mensch und Boden
gewiß grundlegend umgestaltet, aber sie
haben gleichzeitig dadurch, daß sie die
Menschen näher aneinander brachten,
Kräfte entfesselt, die früher ungenutzt
schlummerten, solange die Wünsche der
Menschen durch „der Ernte ruhigen Kreis-
lauf“ beschränkt wurden und sie, „noch
nicht zur Freiheit erwacht“, mit ihrer
Flur das enge Gesetz teilten. Die jetzt
zum Leben erweckten Kräfte haben, oft
in feurigem Kampf miteinander, oft ver-
eint zu gemeinsamem Bund, jene Groß-
taten von Zivilisation und Kultur ge-
schaffen, die unser Leben jetzt so viel um-
fassender, freier gestalten. Da kann der
Gegensatz von Stadt und Land nicht mehr
niederdrücken, und der Gedanke eines
verlorenen Paradieses muß schwinden.
Technik und Wirtschaft in gegenseitiger
Befruchtung und Förderung haben wohl
zu einer Trennung von Natur und Kultur
geführt, doch zu keiner dauernden und
unüberbrückbaren, sondern zu einer solchen,
durch die beide Gebiete eine Vervollkom-
mung erfuhren, und vor allem: durch diese
Trennung empfindet der Mensch jetzt be-
wußt, was er früher naiv entgegennahm:
auf der einen Seite die unendlichen Schön-
heiten der Natur, auf der anderen Seite
die reichen Segnungen der Kultur, die
beide ihn innerlich erheben und empor-
bilden können.



Der Gipfel der Zugspitze. Links die Bergstation auf Tiroler Gebiet, oben das Münchener Haus auf bayrischem Gebiet.

Phot. Rudolf Rudolphi, Garmisch.

Das neue Staatliche Museum für Völkerkunde in Berlin.

Von Professor Dr. A. Schachtzabel.

Nach zweijähriger Pause wurde das Berliner Völkermuseum am 26. Juni d. J., dem 100. Geburtstage seines Gründers Adolf Bastian, durch den Preu-

sischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung für den Besuch wieder eröffnet.

Dieser Festakt bedeutete gleichzeitig den äußeren Abschluß einer entwicklungsreichen Zeitspanne in der Geschichte dieses, auf seinem Gebiete international führenden Instituts.

Der Ursprung der Sammlungen geht zurück bis in die Zeiten des Großen Kurfürsten und des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, von denen der erstere durch das Verständnis für außer-europäisches Wesen den Geist für überseeische Unternehmungen wecken wollte, während letzterer sein Interesse den vaterländischen Altertümern als Grundlage der germanischen Kultur zuwandte. Unter Friedrich Wilhelm III. von Preußen traten diese Sammlungen bei der 1830 erfolgten Gründung der „Königlichen Museen“ in deren Verband über, aber erst am 18. Dezember 1886 konnten sie in ihrem neuen Heim an der Königgräzer Straße in übersichtlicher Zusammenfassung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Während der darauffolgenden dreißig Jahre gelang es, diese einzigartigen Samm-

lungen in ausgeglichener Reichhaltigkeit zu dem bedeutendsten Museum für Völkerkunde der Gegenwart auszubauen. Die intensive und erfolgreiche koloniale

Tätigkeit Deutschlands in Afrika und der Südsee, die Gaben zahlreicher Gönner und die Ergebnisse amtlicher Forschungsreisen verursachten jedoch ein derartig schnelles Wachstum und eine solche Fülle der Ausstellungsschränke, daß durch ein Zuviel des Guten jede Übersichtlichkeit für den Beschauer verloren ging.

Diesem Mangel mußte abgeholfen werden, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, daß das Museum vom wichtigen Bildungsfaktor für das Volk zu einer wenig besuchten

Lauseinrichtung des Staates herabsank; dem Zwecke eines jeden Museums entsprechend, mußte versucht werden, eine Neuordnung in der Aufstellung herbeizuführen, die geeignet ist, dem Institut die ihm zukommende Beachtung in der Öffentlichkeit zu erhalten.

Die Grundlage dieser durchgreifenden Änderung bildete ein von den beteiligten Fachbeamten bereits im Jahre 1906 gefaßter Entschluß, die Bestände des Museums in Schau- und Studiensammlungen zu trennen.

Der erste Teil der Aufgabe ist nunmehr so weit durchgeführt, daß die geleistete Ar-



Aus der Ostasiatischen Abteilung. — Tibetische vielarmige Schutzgöttin (18. Jahrh.).



Aus der Abteilung Afrika. — Plastik aus Nordwest-Kamerun (Thronstuhl des Königs Njoja und Riesen-Signaltrommel).

beit durch Wiedereröffnung des Museums der Allgemeinheit unterbreitet werden konnte.

Die räumliche Verteilung des Berliner Museums für Völkerkunde ist nach der Übersiedelung der Bestände des Kunstgewerbemuseums in das Stadtschloß am Lustgarten auf die beiden in der Prinz-Albrecht-Straße nebeneinanderliegenden und durch einen Übergang zu verbindenden großen Bauten ausgedehnt worden.

Während im ehemaligen Kunstgewerbemuseum die Abteilungen für Vorgeschichte und ostasiatische Kunst seit geraumer Zeit zugänglich sind, beherbergt das Völkermuseum die Sammlungen von sechs ethnologischen Abteilungen.

Das Erdgeschoß umfaßt in Einzeldarstellungen die zum Teil archaologischen Denkmäler buddhistischer und brahmanischer Religion und zeigt die griechisch-hellenistische Religionskultur vom westlichen Gandhara bis zu den großartigen Fresken, die durch vier deutsche Ausgrabungsperioden in Turfan (Turkestan) für die Nachwelt gerettet worden sind. Die eigentliche Ethnographie Indiens und Ostasiens soll zu einem späteren Zeitpunkt noch aufgestellt werden.

Im ersten Stockwerk sind die Sammlungen der alten amerikanischen Kulturvölker wie die der Naturvölker von beiden Hemisphären Amerikas untergebracht.

Ein besonderes Interesse verdienen die sich im zweiten Stockwerk anschließenden Erzeugnisse der Frühkulturen aus Afrika und der Südsee. Sie sind zur Zeit die hauptsächlichsten Hilfsmittel, um



Aus der Abteilung Afrika. — Matondzfrauen mit Kindern, Mahlzeit bereitend (Deutsch-Ostafrika).



Aus der Abteilung Afrika. — Benin-Kunst (Westafrika). Bronzeplatten und kunstvoll geschnitzte Elefantenzähne.

durch den Augenschein die Liebe des deutschen Volkes zu seinen ehemaligen Kolonien und das Bestreben zur Wiedererringung der für unsere Wirtschaft unbedingt nötigen überseeischen Rohstoffgebiete wachzuerhalten und zu vertiefen.

In einer durch Karten, Bilder und Modellfiguren belebten Aufstellung ist versucht worden, in geographisch-kulturell-systematischer Reihenfolge eine möglichst umfassende Darstellung der afrikanischen Ethnographie zu geben. Beginnend mit dem ärmlichen und durch die Felsmalereien und Zeichnungen künstlerisch doch so hochstehenden Kulturbesitz der Buschmänner, entwickelt sich der Negergeist über die zierlichen Tonarbeiten und die eindrucksvollen großen Holzplastiken Kameruns bis zu den bronzegegossenen und elfenbeinernen Kunstwerken des alten untergegangenen Königreiches Benin, denen sich in der Abteilung Ozeanien die feingegliederten Holzschnitzereien und die farbenprächtigen Federmosaiken der Südsee würdig zur Seite stellen.

Die neue Aufstellung der für das große Publikum bestimmten Schausammlungen des Berliner Völker Museums bedeutet die Schöpfung eines neuen Museumstypes, bei dem man, vielleicht nicht immer mit Erfolg, bestrebt war, gleichzeitig die rein wissenschaftlichen und künstlerischen Gesichtspunkte zu wahren, und von dem man erst in Zukunft wird sagen können, ob er gut ist und zur Nachahmung empfohlen werden soll.





Das Stadion in Athen, im Hintergrund die Akropolis.

Große Ausstellung Düsseldorf 1926 für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen.

V.

„Sport“ und „Leibesübungen“ — Geschichte — Das Stadion zu Athen — Moderne Stadions —
Das Mittelalter — Exotisches — Turnen — Der Dreiflang.

Was man sonst „Sport“ nennt, nennt man auf der Gesolei „Leibesübungen“. Oder vielmehr: unter dem Begriff Leibesübungen ist bei dieser der Ertüchtigung des deutschen Volkes gewidmeten Ausstellung der Begriff Sport untergeordnet, weil jener weitergreift; denn wenn auch alle körperlichen Übungen der Stärkung des Leibes dienen, so ist es damit noch nicht gesagt, daß diese alle als Leibesübungen bezeichnet werden können. Sport treiben heißt an sich und nach heutigen Begriffen nicht etwa, der Gesundheit, dem Körper dienen, sondern — leider! — sehr häufig nur oberflächlichstem Ehrgeiz, schnöder Gewinnsucht, krankhafter Sensationslust. Oder nennen Sie das vielleicht eine Leibesübung, wenn Sie sich, wie Boxer tun, vor Tausenden von Menschen gegen Entgelt mit einem anderen herumprügeln? Oder wenn Sie beim Pferderennen am Totalisator gewinnen wollen (wobei Sie meistens verlieren) oder gar, wenn Sie telegraphisch oder telephonisch auf ein Ross setzen, von dem Sie gerade in den „Turfnachrichten“ gelesen haben, daß es in Hamburg, Baden-Baden, Berlin, Epsom, Kragujevac oder sonstwo auf diesem Erdball unter einem John oder Fred mit andern Rössern um die Wette läuft, — wagen Sie wirklich, das „Leibesübungen“ zu nennen? Ich nicht, ich weiß schon lange, daß ein Pferd schneller läuft als das andere. Aber man nennt das „Sport treiben“. Und ist sogar noch stolz auf seine „passive“ Sportbetätigung. Und läßt sich beim Boxkampf im — Planetarium (!) vom Ringrichter mit der ehrenden Anrede: Werter Sportsfreund! unter der Nase kitzeln.

Ernstere Sportfreunde haben denn auch schon seit einigen Jahren eingesehen, daß es nicht so einfach ist, Leibesübungen mit Sinn und Vernunft zu treiben, so daß sie der körperlichen Ertüchtigung des Einzelnen und, wenn recht viele Volksgenossen dies tun, dem Volksganzen zu Ruh und Frommen gereichen. Deshalb hat man sogar einen „Reichsausschuß für Leibesübungen“, eine „Hochschule“ für sie und dergleichen andere Institute gegründet. So kompliziert ist die Sache Als der Turnwater Jahn der Deutschen das Turnen beibrachte, gab's noch keinen „Sport“, die turnerischen Übungen waren tatsächlich

Leibesübungen. Später vertrocknete die Geschichte etwas, und es ist gut, daß dann der „Sport“ kam — zu uns übers Meer, aus England, aus Amerika. Aber nun war auf einmal das deutsche Turnen nichts mehr wert — die Lösung hieß „Sport“. Und dann setzten die Abertreibungen ein, die sich oftmals bis zum Blödsinn steigerten. Darum ist es sehr gut, daß man allmählich vernunftgemäß wieder auf den Zweck zu besinnen sich anschickt, um die Auswüchse des Sportes einzudämmen, das heißt, ihn auf den richtigen Weg zu leiten versucht.

Nun wird mancher Leser sagen, ich sei ein Gegner des Sports und hätte keine Ahnung. Allerdings habe ich keine Ahnung von der Sportsprache. Ich könnte ebenfogut zwei Chinesen, die sich in ihrer Muttersprache unterhalten, zuhören, wie zwei Jungen von 12 bis 14 Jahren, die über Fußball reden und dabei die merkwürdigsten Fachausdrücke gebrauchen: „D F h 97“ gegen „X Z y 23“.

Ich kenne auch keine Sportgrößen, außer den ganz großen



Andamane, Fische schießend; Dajak mit Blasrohr.

Göttern wie Nürmi, Breitensträter und Rademacher. Weiß auch nicht, ob es für die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts tatsächlich sehr wichtig ist, daß Herr X für 100-m-Laufen $\frac{1}{10}$ Sekunde weniger gebraucht hat als Herr Y, oder daß Herr Schulz „Weltmeister“ ist, weil er beim Boxen fünf Ohrfeigen mehr ausgeteilt als erhalten hat. Das soll, wenn man dieses alles zu würdigen versteht, wohl „Sport“ oder wenigstens Verständnis dafür sein. Auch, daß Automobilrennen zum Sport gerechnet werden, soll mir recht sein; ich stamme aus einer Fußgängerfamilie und finde es schöner, den Leib durch Wandern und den Geist durch beschaulichen Genuß der Schönheit an unserer Erde zu üben und zu erfreuen, als Hals und Bein zu riskieren, um im 100-km-Tempo sinn- und zwecklos durch die Natur zu rasen. Für solche Art von Sport habe ich in der Tat wenig übrig.

Dagegen verstehe ich vollkommen das Bestreben, die Leibesübungen zu pflegen, und diese wichtigen, dem Wiederaufbau des Vaterlandes und Volkes dienenden Bestrebungen kommen in der Tat auf der „Gesolei“ in Gruppe „Lei“ in überzeugender Weise zur Darstellung. Ich habe häufig sagen hören, der „Sport“ sei auf der Ausstellung nicht in würdiger und seiner heutigen Bedeutung entsprechender Form vertreten. Mag sein, ja, ich bin überzeugt, daß dies der Eindruck aller derer ist, die eben „Sport“ und „Leibesübungen“ verwechseln. Bei der unbegreiflichen Oberflächlichkeit, bei dem Mangel an Pietät und Verantwortungsgefühl der heutigen Jugend, die im „Sport“, mag er auch noch so sinnlos, übertrieben und roh sein, der Inhalt und die Aufgabe ihres Lebens sieht, ist es dankbar zu begrüßen, daß der Leiter der Abteilung „Lei“ der „Gesolei“ deren Darstellungen nicht einfach dem Geschnitzten der Mehrzahl der heutigen Sportjugend angepaßt, sondern sie nach einem wohlbedachten Plane aufgebaut hat, zu dem zunächst einmal die Geschichte den tragenden breiten



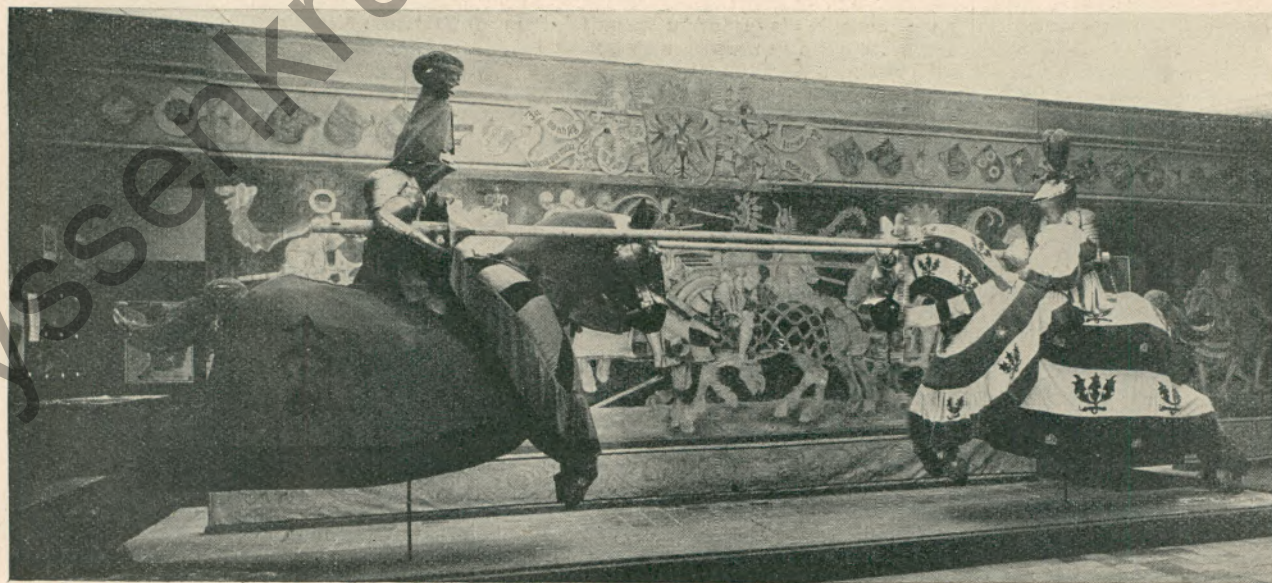
Australier, Bumerang werfend und Kletternd.

Grund liefert. Seit dem 9. November 1918 ist man ja — durchaus folgerichtig und den geistigen Zuständen gemäß, die damals von unten und oben vom deutschen Volke Besitz ergriffen — zu der Ansicht gekommen, Geschichte sei alter Quatsch, Verdienste aus der Vergangenheit seien erledigt und nicht mehr zu gebrauchen, da ja jetzt, nachdem „man“ (die hoffnungsvolle Jugend) zunächst mal alles kaputtschlagen habe und, was etwa noch nicht ganz kaputt sei, in Bälde systematisch in diesen Zustand versetzen müsse, „etwas ganz Neues“ geschaffen werden würde, was noch nie dagewesen sei. Geschichte, Erinnerungen — pah! — was geht uns das an? Auf Geschichte gibt man heute keinen Deut!

Darum ist es gut, daß auf der „Gesolei“ die Geschichte der Leibesübungen dargestellt ist, wenn auch nicht eingehend und restlos in Einzelheiten, so doch in einigen eindrucksvollen Bildern, unter denen vor allem ein Rundgemälde des Stadions zu Athen im alten Griechenland, zu Füßen der Akropolis, der athenischen Burg, etwa im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt, eine prächtige Wirkung ausübt. Unter dem „heiteren Himmel, der ewig über Griechenland lächelt“, füllen Tausende von Zuschauern das weite Rund des Stadions und schauen den leichtathletischen Wettkämpfen zu, die dort von Männern, Jünglingen und Jungfrauen ausgeführt

werden: Wet-Lauf, Ringkampf, Diskuswerfen usw.

Unsere neuen Stadions (für viele: man spricht nicht Stadion aus, wie viele es heute für richtig halten, sondern Stadiön) sind lediglich Nachahmungen, natürlich vervollkommnete, jener alten griechischen Anlagen, die es dort in vielen Städten gab. Wir brauchen uns also darauf nichts einzubilden, daß wir heute nachahmen, was bereits vor mehr als 2000 Jahren die Griechen besaßen, die in diesen Stadions Leichtathletik (Athletik ist auch ein griechisches Wort, ebenso Diskus, nicht zu vergessen die „olympischen“ Spiele) trieben, weil dort der



Deutsches Turnier.

schneffelt worden, woher sie sei — woher aber sollten wir das wissen? — Und es wurde auch nach Ihnen gefragt, darüber aber konnten wir auch keine Auskunft geben. Ja, ja, das arme Mädchen ist wohl sehr krank —“

Per stürzte fort. Es war ein heißer Tag, und er trabte durch Straßen, durch das Fischerviertel und in einem Bogen um die ganze Bucht. Unterwegs begegnete er einem Sarg auf einem gewöhnlichen Arbeitswagen, der Kutscher saß auf dem Wagen, und ein Mann trottete mit dem Hut in der Hand hintendrein.

Per lief und lief, endlich bekam er das lange, gelbe Gebäude zu Gesicht. All die unheimlichen Geschichten von der Behandlung Diphtheriekranker schossen ihm durch den Kopf — von Kehlen, in die ein Schnitt gemacht wurde, damit die Kranken Luft bekommen konnten, von heißen Eisen, mit denen ihnen der Hals ausgebrannt wurde — oh, oh! Und als er endlich vor dem hohen Gitter stand und läutete, war er so heiß und außer Atem, daß er sich gegen das Tor stützen mußte.

Schritte erklangen, ein Schlüssel wurde umgedreht, und der Pförtner steckte sein rothbartiges, brutales Gesicht durch die Tür.

„Was fällt Ihnen ein, so unverschämte zu läuten?“

„Fräulein Hagen — Louise Hagen — geht es ihr besser? Wie... steht es mit ihr?“

„Lov... Louise Hagen — Sie fragen nach dem Mädchen, das Louise Hagen heißt?“

„Ja, sie ist meine Schwester. Erzählen Sie, oder lassen Sie mich zu ihr.“

„Sie meinen wohl das Mädchen, das hier vor reichlich einer Woche eingeliefert wurde?“

„Ja, ja, aber lassen Sie mich ein.“

„Was haben wir für Arbeit und Mühe gehabt, um herauszufinden, wer sie ist, und ob sie Verwandte in der Stadt hat. Sie können wohl begreifen, daß wir sie in dieser Hitze nicht länger liegen lassen konnten. Ist Ihnen nicht ein Sarg auf einem Wagen begegnet?“

„Was... was? Sie wollen doch nicht sagen...!“

„Warum sind Sie nicht früher gekommen, Mann? Sie hat genug nach einem gefragt, der Per heißt. Und sie hat die Krankenpflegerin gebeten, einen Brief zu schreiben. Warum haben Sie sich nicht früher gemeldet? Sie ist vor vier, fünf Tagen gestorben und soll heute beigesetzt werden.“

Per drehte sich um und ließ seinen Blick über die Bucht zur Stadt schweifen. Dort lag sie im Sonnenschein mit Rauchstreifen über sich. Auf diese Stadt begann er jetzt zuzugehen. Immer schneller wurden seine Schritte, schließlich nahm er seine Mühe ab und rannte feuchend.

Was ist mir? Jauste es in ihm. Warum kann ich nicht wach werden — hab' ich getrunken? Und er lief, lief. Noch konnte er wegen der winkligen Gassen im Fischerviertel den Wagen nicht sehen. Endlich aber — dort weit vorn, tauchte ein langsam fahrender Wagen auf. Jetzt bog er nach rechts ab und verschwand. Als Per die Ecke erreicht hatte, war er nicht mehr zu sehen, aber er lief auf gut Glück weiter.

Die Straße war voll von Menschen, Kindern, die auf roten Ballonpfeifen bliesen, Frauen mit Körben, Herren mit Strohhüten und Stöcken.

Per aber sah sich nicht um, er lief, rannte Menschen um, lief weiter. Dort war der Wagen wieder. Der Mann, der hinterher ging, hielt seinen Hut in der Hand. Er hatte rotes, lockiges Haar, ging auf Plattfüßen und schwankte in den Knien. Vielleicht war es sein Brot, diejenigen zu Grabe zu geleiten, die keine Verwandten hatten.

Als der Wagen auf den Kirchhof einschwenkte, erreichte Per ihn. Er versuchte hinterher zu gehen, konnte sich aber kaum aufrechterhalten. Der Mann, der hinterm Sarg herging, sah ihn an.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte er.

Der Kutscher drehte sich um und fuhr weiter.

Als der Wagen hielt, mußte Per sich an einen Baum stützen.

Ein Mann trat hin, es war der Totengräber. Per hörte, wie die Drei darüber sprachen, ob man lange auf den Geistlichen warten müsse.

„Es wird wohl um diese Zeit sein“, sagte der Kutscher, indem er seine Uhr herauszog.

„Der Küster hat es jedenfalls gesagt“, antwortete der Totengräber und schneuzte sich.

Und dort kam schon der Geistliche mit Talar und Halskrause. Anscheinend sollten noch mehrere Begräbnisse stattfinden. Per sank auf eine Bank nieder und sah stumpf zu, wie der Sarg vom Wagen gehoben, zum Grabe getragen und hinabgelassen wurde. Noch ein Mann mit einer roten Nase mit Brille und Psalmbuch kam hinzu und begann zu singen. Der Geistliche hob den Spaten — und als die erste Schaufel Erde auf Lovises Sarg fiel, da war es Per, als bekäme er einen Schlag, so daß er fast von der Bank fiel.

Nur darauf waren die Männer fort, die Kirchenglocken läuteten, und man drängte sich um andere Gräber etwas weiter weg. Per blieb regungslos sitzen.

Gegen Abend aber, als der Totengräber das Kirchhofstor schließen wollte, da mußte er seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legen und ihn schütteln, damit er zur Besinnung käme.

„Jetzt wird geschlossen“, sagte er, „Sie müssen gehen.“

Per stand auf und versuchte zu gehen. Bald darauf taumelte er durchs Tor und schwankte über die Straße. Eine Weile später be-

fand er sich auf einer Treppe in einem Hinterhaus — im Zimmer warf er sich angekleidet aufs Bett.

Die Schwüle des Tages war von Regengüssen abgelöst worden, der Regen trommelte aufs Dach über ihm und brachte die Rinnen zum Überfließen. Als er daran dachte, daß Louise jetzt ohne Schutz gegen den Regen draußen sei, fuhr er unwillkürlich auf, um sich nach schützender Kleidung umzusehen, stockte dann aber — und sank langsam wieder aufs Bett.

Er zog die Knie hoch und legte den Kopf auf seinen Arm. Durch sein Gehirn schwirrten bunte Vorstellungen von Unwetter, Tod und wehrlosen Menschen in einer Welt, die kalt und gleichgültig von einem Willen ohne Barmherzigkeit regiert wurde.

Zum erstenmal war es, als ob er sich gegen den Himmel selbst aufbäumte und schrie: Das ist sinnlos. Ich will mich nicht drein finden! Und als er spät in der Nacht aus alter Gewohnheit die Hände faltete, um zu dem Abendgebet seiner Kindheit Zuflucht zu nehmen, da brach er plötzlich in Lachen aus, ballte die Hände und schrie:

„Nein, nein, nein, nie mehr in alle Ewigkeit!“

Wiederum lag etwas über Gott, das ihn an den Oberlehrer erinnerte! Stand er nicht auf der Seite derer, die es von vornherein gut hatten? Ich halte meine Hand über diejenigen, die Eltern und Geschwister und ihr gutes Auskommen haben. Ist da aber ein junger Mensch, der allein steht und kämpft und nach bestem Vermögen vorwärts strebt, so nehmt ihm nur das einzige, das er hat. Mit diesem Burschen braucht man nicht viel Federlesens zu machen. Er soll geißelt werden, weil niemand sich seiner annimmt. Mit diesem Burschen braucht man nicht viel Federlesens zu machen — oh, oh, oh!... Per ballte die Hände und schlug mit den Fäusten gegen die Wand.

Eine Welt war in ihm zerbrochen. Ob es gar keinen Gott gab — oder ob er kalt und gleichgültig war, das war schließlich einerlei. Die himmlischen Gefilde wurden zu Wolken, die verdunsteten, und über ihnen blieb nichts als der leere Raum. Mach' dich nicht lächerlich, falte deine Hände nicht mehr. Geh erhobenen Kopfes auf der Erde und troste dem Himmel und dem Schicksal, wie du dem Oberlehrer getrost hast. Deine Mutter brauchst du nicht zu retten — sie ist nirgends. Sie ist tot — tot und aufgelöst in der Erde, etwas anderes gibt es nicht, weder für sie noch für dich, noch für andere Menschen.

Noch aber war er auf der Welt. Ach, wenn er doch schlafen könnte, aber es war ihm, als versänke er in eine ferne Dämmerung, die ihn wiegte, auf dunklen, guldernen Dünungen wiegte.

Und jetzt hörte er einen Laut — was war das? Geigenpiel.

Louise, spielst du? Und er sah sie draußen in der Dämmerung. Wie war sie bleich. Aber sie spielte. Jetzt aber sah er, was die Dämmerung war: Eine Welt war es, jenseits von allem Bewußtsein, aber sie gehörte ihm, ihm allein.

„Per, laß mich bei dir bleiben.“ Und in ihm antwortete eine Stimme: „Ja, Louise, selbst wenn es keinen Gott und keine Unsterblichkeit gibt, bei mir kannst du bleiben.“ — Sie lächelte. Und dann spielte sie. Und es war, als ob er ihr ein Gewölbe errichtete, Gott und dem Himmel zum Trost, — als ob er auf eigene Faust eine Ewigkeitsglocke für sie läutete. Was war das? Keiner hatte Trost für ihn gehabt, und nun schenkte er selbst etwas von seinem Inneren allem Lebenden, der Erde und den Sternen, so daß alles mitwogte, mitwogte in der breiten Dünung des Psalms. Mit geschlossenen Augen streckte er die Arme aus, als fürchte er zu erwachen und zu entdecken, daß alles nur ein schöner Traum gewesen sei.

Des zweiten Teils fünftes Kapitel.

Er begann, von seinen Eindrücken in Ägypten zu erzählen. Als er einmal einen Monat Ferien hatte, war es ihm vergönnt gewesen, Maspero zu begleiten, den großen Maspero, um Ruinen zu besuchen; sie waren in Luxor gewesen, in Karnak mit den langen Sphinxalleen, in El-Amarna und Sjubra. Sie sahen uralte Städte mit Tempeln und Königsgräbern, wo Tote von vor Jahrtausenden wie in Gedanken versunken lagen, mit weitgeöffneten Augen, als ob sie jeden Augenblick aufspringen würden: „Sklave, ist das Bad bereit?“ Mitten in einem Kornfeld ragte ein Obelisk in die Höhe, was ist das? — der letzte Rest einer Königsstadt. Vor hunderttausend Jahren mochten zwei junge Liebende auch dort mit Wein angestochen und heiße Liebesnächte zusammen verlebt haben. Und wo mögen sie jetzt sein? „Was glaubst du?“

„Seit jener Reise, Merle, begann ich einzusehen, daß es nicht der Nilschlamm ist, der die Älder düngt, sondern aufgelöste Menschenleiber. Ich ritt ja über zerfallene Finger und über Lippen, die geküßt hatten. Millionen von Männern und Frauen haben an diesen Ufern gelebt, wo aber sind sie geblieben? Und ich mußte an die Milliarden von Gebeten denken, die zu Sonne, Sternen und Steingötzen in den Tempeln hinaufgeschrien worden sind, zum Schutz gegen Krokodile, Schlangen und den Fluß selbst, der heilig war. Und nur die Luft — die Luft, Merle, nahm sie auf und vibrierte eine Sekunde lang — das war alles. So ergeht es uns noch heute mit unseren Gebeten. Wir pressen unseren warmen Mund gegen eine Steinwand und glauben, daß er einen Abdruck hinterläßt. Proßt.“

Sie aber hob ihr Glas nicht und blickte starr in den gelben Lampen-

schirm. Im geheimen nährte sie noch immer die leise Hoffnung, in die Welt hinauszukommen und sie mit ihrer Geige zu erobern — er aber rollte die Ewigkeit vor ihr auf, und sie selbst, er, ihre Eltern, alles, alles wurde zu Atomen, die verwehten und verschwanden.

„Liebste, willst du nicht mit mir anstoßen? Nein? Nun dann muß ich dein Wohl mit mir selbst trinken. Prosit Per!“

Und da er nun begonnen hatte, von da draußen zu erzählen, fuhr er fort, aber heiterer, damit sie wieder lächeln konnte. Von den großen Sumpfsseen erzählte er, mit ihrem unendlichen Vogelleben, Ibisse, Pelikane, Schwäne, Flamingos, Reiher und Störche — eine große Welt von krummen Brüste und langen Schnäbeln, stehenden Beinen, Geschrei und Flügel schlagen. Seltener war es gewesen, zurückzubleiben, wenn die Zugvögel im Frühling in Scharen nordwärts zogen. Grüßt mir Norwegen, hatte er ihnen dann nachgerufen. Im Herbst aber sah er sie zurückkommen, von der Graugans bis zum Star und der Bachstelze. Wie geht's zu Hause? hatte er wohl bei sich gedacht — und nächstes Jahr reise ich mit euch, hatte er sich Jahr für Jahr gelobt.

„Und jetzt bin ich hier.“

„Willkommen zu Hause“, lächelte sie und stieß mit ihm an.

Da drückte er auf die Tischglocke. Was willst du? fragten ihre Augen. „Champagner“, sagte er zu dem Mädchen.

„Bist du toll?“

Er lehnte sich zurück, glücklich und erheitert, zündete sich eine Zigarette an und erzählte von seinem größten Arbeitstriumph in Ägypten. Damals, als die Arbeiten beim Katarakt beendet waren und er wieder bei Brown Brothers in Alexandria eingetreten war. „Eines Morgens kam der Chef herein und sagte: „Meine Herren, hier ist eine Gelegenheit für einen tüchtigen Mann, sich die Generalsepauletten zu verdienen — wer will?“ Zehn Stimmen riefen: „Ich!“ „Gut, dem König von Abessinien ist es plötzlich eingefallen, daß auch er einige hundert englische Meilen Eisenbahn haben möchte. Was meinen die Herren dazu?, „Großartig“, riefen wir im Chor. „Nun konkurrieren wir aber mit einer deutschen, einer Schweizer und einer amerikanischen Firma — und wir müssen gewinnen.“ „Selbstverständlich!“ rief der Chor noch lauter. „Gut“, sagte der Chef, ich wähle zwei von den Herren und lasse ihnen freie Hand. Sie reisen nach Abessinien, messen und berechnen alles, technisch und ökonomisch, so daß unser Vorschlag besser und billiger wird als der der anderen. Ein tüchtiger Mann würde acht Monate dazu gebrauchen, ich aber kann ihnen nur vier Monate geben. Nehmen Sie so viel Hilfskräfte und Ausrüstung mit, wie Sie brauchen, und eintausend Pfund Sterling als Prämie für den, der die Aufgabe so löst, daß wir siegen.“

„Wählte er dich, Per?“ Merle hatte sich vor Spannung vom Stuhl erhoben.

„Mich — und noch einen.“

„Wie hieß der?“

„Ferdinand Holm.“

Merle lächelte verstohlen und warf ihm unter den langen Wimpern einen Blick zu. Sie wußte, daß es sein Traum gewesen war, seinen Halbbruder einst im offenen Kampf zu besiegen. Und jetzt!

„Und wie ging es?“ fragte sie und blickte mit verstelltem Gleichmut in die Lampe.

Per warf die Zigarette fort: „Zuerst ging's den Nil hinauf, und dann kam eine Karawanenreise mit Kamelen und Maultieren, Hilfsarbeitern und Proviant, Instrumenten, Zelten und Chinin. Ahnst du, Merle, was es heißt, solche Aufgabe zu lösen? Die Bahn sollte durch Wälder und Tunnel, über Sümpfe und Flüsse und Abgründe gehen, und alles sollte im Handumdrehen gemessen und berechnet werden, Material, Arbeitszeit und Ausgaben. Was aber kann es nützen, daß ein Viabukt die richtigen Stahlbalken und Bogen hat und der Grundbau richtig ist, wenn die Deutschen kommen und sagen: Unsere Brücke ist schöner. Ein tüchtiger Mann mußte acht Monate haben, ich aber sollte die Arbeit in vieren machen. Gewiß, der Tag hat zwölf Stunden, die Nacht aber hat auch zwölf. — Fieber? O ja. Und Menschen und Tiere wurden vom Sonnenstich getroffen. Karten wurden durch Regen unbrauchbar, ein Schlangenbiß nahm mir meinen besten Assistenten. Das alles aber durfte mich nicht aufhalten. Verlor ich einen Mann, mußte ich um so mehr Arbeit auf meine eigenen Schultern nehmen. Als zwei Monate um waren, begann mir ein Vorkammer im Nacken zu hämmern, und wenn ich nachts einige Stunden die Augen schloß, trochen mir Feuerwürmer im Gehirn herum. Müde? Wenn ich mich im Spiegel sah, waren meine Augen wie zwei rote Kugeln im Kopf. Als aber die vier Monate um waren, da stand ich vor dem Chef.“

„Und... und Ferdinand Holm?“

„War tags zuvor gekommen.“

Merle rüddte unruhig auf ihrem Stuhl. „Und... und er hatte gewonnen?“

Per zündete sich eine neue Zigarette an. „Nein“, sagte er, während er sie in Brand steckte, „ich gewann. Und so kam es, daß ich Leiter des Bahnbaues in Abessinien wurde.“

Des dritten und letzten Teils letztes Kapitel.

Lieber Klaus Broch!

Wenn ich schreibe und Dir von dem erzähle, was uns kürzlich zugestoßen ist, so geschieht es in der Hoffnung, daß es auch Dir zum Trost sein kann. Denn, lieber Freund, ich weiß jetzt, daß Weltkummer etwas ist, was man überwinden kann, wenn man nur lernt, mit eigenen und nicht mit den Augen anderer zu sehen.

Viele werden sagen, es sei beständig mit mir bergab gegangen, und ich will wahrlich keine Liebe zum Leid heucheln. Im Gegenteil — es macht schlecht. Es veredelt nicht. Es verroht, wenn es nicht so groß wird, daß es alles umfaßt. Einst war ich Ingenieur beim ersten Katarakt, jetzt bin ich Schmied in einem Gebirgstal, und das tut weh. Ich bin vom Umgang mit guten Büchern abgeschnitten, weil meine Augen nichts taugen, und vom Umgang mit Menschen, an denen wir Freude haben könnten, weil hier keine sind. Das tut weh, selbst wenn man sich auch daran gewöhnt — gut ist es nicht. Manches Mal habe ich gedacht, die schiefe Ebene des Mißgeschicks müsse jetzt den Grund erreicht haben, aber es war nur ein Absatz, der eigentliche Grund war noch tiefer. Man arbeitet, wenn der Kopf einem auch zu zerspringen droht, man spart an jedem Streichholz, und dennoch schmeckt das Brot nach Barmherzigkeit. Das tut weh. Man hofft nicht mehr, daß es eines Tages besser werden kann, nein, man hofft nichts mehr, man hat keine Träume, keinen Glauben, keine Illusionen mehr — und ist man dann nicht am Ende? Nein, dann ist der letzte Bodensatz deines Wesens noch übrig. Das eigentlich Wertvolle ist noch da. Was kann das sein, fragst Du?

Das will ich Dir jetzt erzählen.

Das, was geschah, ereignete sich gerade, als es angefangen hatte, etwas heller für uns zu werden. Mein Kopf war eine Zeitlang besser gewesen, und ich arbeitete an einer neuen Egge (der Stahl, der Stahl läßt uns keine Ruhe), und Du weißt, wie viele Möglichkeiten hinter solchen Dingen aufbäumen. Merle schaffte mit neuem Mut. Was sagst Du zu solcher Frau, die freiwillig das Kreuz auf sich nimmt und einem ruinierteren Mann folgt! Ich hoffe, daß Dir einst eine Frau ihrer Art begegnet. Es ist wahr, sie wird grau. Sie hat Runzeln bekommen. Ihr Rücken ist nicht mehr aufrecht wie früher, ihre Hände sind rot und rauh. In meinen Augen aber hat alles dies seine Seele, seine Schönheit, weil ich weiß, daß jede Runzel eine Erinnerung an Augenblicke ist, in denen wir beide von einem neuen Mißgeschick getroffen wurden. Hin und wieder lächelt sie, und ihr Lächeln ist statrer geworden und voller Wehmut, mich aber erinnert es von neuem an Stunden, da wir uns bei einem neuen Kältehauch fester aneinander schmiegen. Wie sie ist, so ist sie von unserem Glück und unserem Leid gebildet worden. Vielleicht findet die Welt, sie sei gealtert, ich finde, sie ist immer schöner geworden.

Nun komme ich bald zu dem, was ich erzählen will. Du kannst Dir denken, daß es uns nicht leicht fiel, die beiden ältesten Kinder fortzugeben, und ein Trost ist es auch nicht, daß sie in ihren Briefen beständig bitten, ob sie nicht wieder nach Hause kommen können. Ein kleines Mädchen aber war uns noch geblieben, Asta, die gerade fünf Jahre alt war. Du hättest sie sehen müssen! Warst du als Vater mit deinen wunden Nerven oft ungeduldig gegen die Ältesten, so versuchtest du gewiß, es an der, die dir geblieben war, wieder gutzumachen. Asta, klingt das nicht schön? Stell Dir ein kleines sonnengebräuntes Menschentind vor, mit schwarzem Haar und Mutters schönen Augenbrauen, immer emsig beschäftigt mit Puppen, Holztragen, Kuchenbacken für Vater, wenn Mutter fürs ganze Haus backt, mit den Vögeln auf dem Dach plaudernd und singend, weil eine kleine Melodie in ihrem Gemüt entstanden ist. Wenn die Mutter den Boden scheuert, macht Asta sich mit einem naßen Lumpen verstopfen über einen Stuhl. Und dabei macht sie sich schmutzig und bekommt einen Klaps und schreit einen Augenblick, geht aber dann hinaus und singt sich wieder in gute Laune. Stehst du in der Schmiede und arbeitest, ertönen leichte Schritte: „Vater, komm zum Essen.“ Und eine kleine Hand schiebt sich in die deine und führt dich zur Tür. „Wirst du mich heute abend baden, Vater?“ Hier ist deine Serviette, Vater.“ Und wenn das Mittagessen auch nur aus Kartoffeln und Milch besteht, so ist sie mit einer Miene, als sei es eine Festmahlzeit. „Sind Kartoffeln und Milch das Beste, was du weißt, Vater?“ Und ihr Gesicht verzieht sich vor lauter Fragerlust. Nachts schlief sie in einer Kiste am Fuße unserer Betten, und wenn ich nicht schlafen konnte, flößten ihre leichten, friedlichen Atemzüge mir oftmals Ruhe ein, ja, es war, als nehme ihre kleine Hand die meine und führe mich dem Schlaf, dem schönen, göttlichen Schlaf in die Arme.

Jetzt komme ich zu dem, was sich ereignete, ach, das Schreiben fällt mir schwer, meine Hand zittert. Aber vielleicht kann es auch für Dich ein Trost sein, wie alles für Merle und mich endete.

Wir hatten einen Gelbgießer und seine Frau zu Nachbarn, kleine Leute wie wir. Gleich nachdem wir eingezogen waren, ging ich zu ihm, um ein wenig mit ihm zu plaudern. Der Aemste war so klein und vertrocknet, hantierte mit seinen Säuren und löstete und verzimmte für die Leute, so gut er es verstand. „Was wollen Sie?“ sagte er und sah mich geschäftig an, und als ich gegangen war, hörte ich, wie er die Tür hinter mir verriegelte. Ach, ach, fürchtete er einen Brotkrieg

zwischen uns? Seine Frau war ein wahrer Berg von Fleisch und Knochen und Verbtheit; sie war kürzlich im Gefängnis gewesen, weil sie einem Mädchen die Leibesfrucht abgetrieben hatte.

Eines Sonntagmorgens betrachte ich die blühenden Apfelbäume in seinem kleinen Garten, einer davon läßt seinen Zweig über den Zaun zu mir herüberhängen, und ich beuge ihn herab, um daran zu riechen. „Auf ihn!“ höre ich plötzlich jemand zischen, und der große Wolfshund des Selbgiebers kommt angefahren und will mir an die Kehle springen. Ich faßte ihn noch rechtzeitig am Halsband, zog ihn zu seinem Besitzer und sagte: „Wenn das noch einmal geschieht, dann klage ich beim Lensmann.“ Da aber schimpfte er, machte den Mund auf, und ich bekam zu hören, wer ich war. „Halt's Maul, verfluchter Armenhäusler. Kommt hierher und nimmst ehrlichen Arbeitsleuten den Verdienst fort!“ — Und ich glaube, er suchte nach einem Messer oder was er mir sonst an den Kopf werfen wollte. Ich mußte lachen über diese Szene zwischen zwei Großmächtigen in der Weltkonfurrenz.

Einige Tage darauf stehe ich in meiner Schmiede, als ich Merle aufschreien höre. Ich eile hinaus, was war geschehen? Merle war schon am Zaun, und im selben Augenblick entdeckte ich Asta unter einem großen Tierkörper.

Und dann — Merle sagt, ich hätte dem Tier das kleine Kleiderbündel entzissen und unser Kind nach Hause getragen.

Es tut wohl, sich hilfesuchend an einen Arzt zu wenden, darum ist es aber nicht gesagt, daß er helfen kann, wenn er einen zerbissenen Rinderarm auch noch so gründlich zusammennäht.

Aber da war eine Mutter, die den Arzt nicht gehen lassen wollte — die jammerte und bat und sich an ihn klammerte und flehte, er möge es noch einmal versuchen. Und als er schließlich gegangen war, wollte sie ihn wieder holen, sie wand sich auf der Erde, sie zerraupte sich das Haar, sie wollte, wollte nicht glauben, was nicht zu ändern war.

In der Nacht aber saßen ein Vater und eine Mutter wach in der Stube und starrten vor sich hin. Die Mutter jammerte nicht mehr. Das Kind lag aufgebahrt. Der Vater saß am Fenster und sah hinaus. Es war im Mai, die Nacht war grau.

Da wurde mir klar, daß jedes große Leid uns weiter und weiter zum Vorgebirge des Lebens hinausführt. Jetzt war ich zur äußersten Spitze gelangt. Das war das Letzte.

Und, lieber Freund, da entdeckte ich, daß das Mißgeschick mich während vieler Jahre zu diesem und jenem geformt hatte, ja, daß Stoff zu mehreren Personen in mir war; jetzt aber war es vollbracht, jetzt konnten sie sich loslösen aus meinem Wesen und ihren Weg gehen.

Und ich sah einen Mann in die Nacht hinausstürmen, der Himmel und Erde mit der Faust bedrohte, einen Wahnsinnigen, der sich weigerte, noch weiter in der Komödie mitzuspielen, und zum Fluß hinunterstürzte.

Ich selbst aber war geblieben. Und ich sah, wie eine andere Jammmergestalt sich löste, ein demütiger, graublauer Asket, der sich unter der Peitsche beugte und sagte: Dein Wille geschehe — und der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Es war eine jämmerliche Gestalt, die durch die Nacht schlich und verschwand.

Ich selbst aber war geblieben. Ich saß allein auf dem Vorgebirge des Lebens, Sonne und Sterne erloschen, und eiskalte Sinnlosigkeit war über mir, um mich herum und überall in mir.

Aber siehe, da erlebte ich, daß noch etwas übrig war. Ein kleiner unauslöschlicher Funke in mir, der von selbst zu leuchten begann, es war, als sei ich in den ersten Tag der Schöpfung versetzt und ein Ewigkeitswille erhebe sich in mir und gebiete: Es werde Licht!

Dieser Wille war's, der wuchs und wuchs und mich nach und nach stark machte.

Anfangs fühlte ich ein unendliches Mitleid mit allen Menschen auf Erden, schließlich aber empfand ich Stolz darüber, einer von ihnen zu sein. Es ward mir klar, daß das blinde Schicksal uns rupfen und plündern kann, daß wir aber dennoch etwas behalten, das von nichts im Himmel oder auf Erden betroffen werden kann. Unser Körper ist dazu verurteilt zu sterben und unser Geist zu verlöschen, und trotzdem tragen wir den Ewigkeitsfunken in uns, Harmonie und Licht, sowohl für Gott wie für die Welt.

Und es ward mir klar, das, wonach ich in meinen besten Jahren gehungert hatte, das war nicht Wissen oder Ehre, nicht Reichtum, auch nicht der Wunsch, Priester oder ein großer Schöpfer in Stahl zu werden, nein, es war das Verlangen, Tempel zu bauen, nicht Bethäuser oder Kirchen für jammernde Sünder, nein, Tempel für den pompösen Menscheng Geist, wo wir unsere Seele zu einer Hymne erheben können, als Gabe für den Himmel.

Sieh, aber das vermochte ich nicht mehr. Ich vermochte überhaupt nichts mehr. Und trotzdem war es mir, als stünde ich wie ein Sieger da.

Was dann geschah? Wie oft im Frühling, hatte bei uns im Tal eine traurige Trockenheit geherrscht. Der ewige Nordwind jagte die Adererde in fegenden Wolken über die Dörfer; wenn es nicht bald Regen gab, würden wir eine Missernte bekommen.

Schließlich begannen die Leute zu säen, da aber gab es Frost und Schneewasser, und das Saatkorn erstarb. Mein Nachbar, der Selbgießer, hatte auch einen kleinen Gerstenacker, als aber von neuem gesät werden mußte, hatte er kein Korn, und wo sollte er es her-

nehmen? Er ging von Hof zu Hof, aber seit dem Ereignis mit Asta strömte ein kalter Hauch von ihm aus, niemand wollte ihm etwas leihen, und Geld hatte er nicht. Die Jungen pfliffen auf der Landstraße hinter ihm her, und einige Nachbarn drohten, ihn aus dem Dorf jagen zu wollen.

In jener Nacht schlief ich nicht, und als es zwei Uhr schlug, stand ich auf. „Wo gehst du hin?“ fragte Merle. „Ich will nachsehen, ob wir noch einen Scheffel Gerste haben“, sagte ich. „Gerste — was willst du mit dem Korn mitten in der Nacht?“ „Ich will es beim Selbgießer säen“, sagte ich, „und ich will es jetzt tun, damit niemand erfährt, daß ich es war.“

Sie richtete sich auf und starrte mich an. „Wie? Beim ... beim Selbgießer?“

„Ja“, sagte ich, „was haben wir davon, wenn sein Acker diesen Sommer kahl und schwarz daliegt?“ Und damit ging ich hinaus. Aber ich begriff, daß sie sich ankleidete, um mir zu folgen.

Es hatte in der Nacht geregnet, und als ich hinaus kam, war die Luft so leicht. Noch lag der Morgen in grauem Dämmerlicht, mit dem gelben Schein der Windwolken im Norden. Die Birken atmeten laubfleich, Eßter und Star waren unterwegs, aber keine Menschen waren zu sehen, die Gehöfte, die Gemeinden schloßen.

Ich nahm einen Korb voll Korn, stieg über den Zaun zum Nachbarn und begann zu säen. Beim Selbgießer schlief alles, den Hund hatte der Lensmann erschossen, Mann und Frau lagen gewiß und träumten von Feinden, die ihnen übelwollten.

Lieber Freund, was soll ich hinzufügen? Einer verschenkt ein Königreich, und es kostet ihn nichts, und ein anderer opfert eine Handvoll Korn, die nicht nur alles ist, was er besitzt, sondern ihn eine Welt von Gemütsbewegungen und Kämpfen gekostet hat, bis er diese Form von Geseßfreudigkeit in seiner Seele erreicht hat. Ich tat es nicht um Christi willen und weil wir unsere Feinde lieben sollen, nein, ich stand auf meinen Ruinen und fühlte eine unendliche Verantwortung. Der Mensch muß sich erheben und besser sein als die blinden Mächte, die seine Wege lenken, mitten im Unglück muß er dafür sorgen, daß das Göttliche nicht sterbe. Wieder war es der Ewigkeitsfunke in mir, der aufglühte und gebot: Es werde Licht.

Und ich erkannte mehr und mehr, daß der Mensch das Göttliche im Himmel und auf Erden selbst schaffen muß, das ist es, womit er über die tote Allmacht im Universum triumphiert. Und auf daß Gott lebe, ging ich auf meines Feindes Acker und säte das Korn.

Ach, Du hättest diesen Augenblick erleben müssen. Es war, als ob die Luft um mich herum von Stimmen zu leben begann. Es war, als ob die Unglücklichen, die ich gesehen und gekannt hatte, sich mir anschloßen, es wurden mehr und mehr, die Toten reiheten sich an, eine ganze Heerschar aus fernen und immer fernerer Zeiten. Schwester Louise war dabei, sie spielte ihren Psalm und vereinigte alle Stimmen zu einem Chor, dem Chor der Lebenden und Toten, dem Chor der Menschheit. Sieh, hier sind wir alle, deine Brüder und Schwestern. Dein Schicksal ist unser Schicksal. Ein gleichgültiges Weltgesetz hat uns in ein Leben geschleudert, über das wir nicht selbst gebieten, wir werden von Unrecht und Krankheit und Sorgen, von Feuer und Blut verheert. Sogar der Glückliche muß sterben, in seinem eigenen Hause ist er nur zu Besuch, er weiß nie, ob er nicht schon morgen fort muß. Und dennoch lächelt der Mensch dem grauen-vollen Schicksal ins Gesicht, mitten in seiner Sklaverei hat er das Schöne auf Erden geschaffen, mitten in seinen Qualen hat er Über-schuß genug in seinem Gemüt, um Strahlen in den kalten Weltraum hinauszusenden und mit einem Gott zu erwärmen.

So wunderbar bist du, o Menscheng Geist. So göttlich bist du in deinem eigensten Wesen. Tod erntest du und säest dafür den Traum eines ewigen Lebens. Als Vergeltung für dein Unglück bevölkerst du das Universum mit einem allliebenden Gott.

Wir alle, die wir jetzt Staub sind, haben ihn mitgeschaffen, wir, die wir als verlöschte Flammen ins Dunkel sanken, — wir weinten, wir jubelten, wir fühlten Lust und Grauen, aber jeder von uns trug seinen Strahl zu dem mächtigen Lichtmeer bei — vom Neger, der den ersten Grabstein errichtete, bis zu den Genies, die die himmel-strebenden Tempelsäulen aufbauten. Wir alle hatten unseren Anteil daran, von der armen Mutter, die über einer Wiege betete, bis zu den Heerscharen, die ihre Lobgesänge zu dem ungeheuren Raum empor sandten.

Ehre sei dir, o Menscheng Geist. Du gibst der Welt eine Seele, du setzt ihr ein Ziel, du bist die Hymne, die sie zur Harmonie erhebt, lehre darum in dich selbst zurück, erhebe deine Stirn und begegne dem Mißgeschick, das dich trifft, mit Stolz. Unglück kann dich niederbrücken, Tod dich auslöschen, und dennoch bist du unüberwindlich und ewig.

Lieber Freund, so empfand ich. Und als das Korn gesät war und ich zurückkehrte, da stieg gerade die Sonne über den Bergkamm heraus. Am Zaun aber stand Merle und sah mich an. Wie die Bauensfrauen im Tale trug sie ein Tuch um den Kopf, das ihre Stirn beschattete, aber sie lächelte mir zu — als wäre auch sie, die geprüfte Mutter, aus dem Ozean ihrer Leiden emporgestiegen, um im Morgendämmern an der Erschaffung Gottes teilzunehmen. — —

Der Mann an der Spitze.

Von Herbert N. Casson.

Wir bringen nachfolgend einen Ausschnitt aus dem soeben im Verlag Josef Singer, Leipzig, erschienenen beachtenswerten Buch „Der Mann an der Spitze. Zwölf Tips von der Führerschaft“. (Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.) Eine eingehende Besprechung der Werke von Casson, dessen Ansehen in amerikanischen Industrie- und Kaufmannskreisen eine Zahl beleuchtet: Honorar für einen halbstündigen Vortrag 1000 Dollar! folgt im nächsten Heft.

Vom Führertum.

Ein Führer muß ein Mann unter Männern sein. Er muß das Oberhaupt sein, nicht „der Erste unter Gleichen“ oder etwas Derartiges.

Aber er muß ein zugängliches und belehrbares Oberhaupt sein.

Er darf sich nicht abseitig halten, als ob er, wie Moses, seine Weisheit vom Himmel bezöge.

Er muß von seinem Sinai der Selbstüberhebung herabsteigen und unter Menschen leben, die er führt.

Jeder kann jeden etwas lehren. Napoleon hatte die Gewohnheit, sich häufig mit seinen gemeinen Soldaten zu unterhalten. Er hörte jeden an, aber er machte sich nicht mit jedem gemein.

Wahrheit ist eine zusammengesetzte Sache. Niemand kann eine ganze Wahrheit ganz allein herausbringen. Wahrheit ist der Honig von Tausenden von Blüten. Sie muß gesammelt werden.

Niemand, wie geistig überlegen er auch sein mag, kann sich seine eigene Wahrheit produzieren. Er kann sie auch nicht verbergen, wie eine Auster eine Perle verbirgt.

Wahrheit wird zum Teil geschaffen, zum größten Teil aber gelernt — so läßt es sich vielleicht besser ausdrücken.

Wir müssen die Rohstoffe von überallher zusammentragen und unser Gebäude der Wahrheit bauen, unseren eigenen Plänen und Neigungen gemäß.

Der Mann, der sich seine Wahrheit konstruiert, ohne zuerst Materialien gesammelt zu haben — dieser Mann ist ein Theoretiker.

Er baut nur auf dem Papier. Seine Wahrheit ist nicht wirklich. Er ist nur ein Kind, das mit der Wahrheit spielt. Er kann nie ein Führer von ausgewachsenen Menschen werden. Alles was er erreichen kann, ist eine Anstellung in einer volkswirtschaftlichen Schule zum Unterricht von Jünglingen.

Ein Führer muß umhergehen. Er muß Fragen stellen. Er muß die Ansichten der anderen achten, immer aber seinen eigenen Entschluß fassen.

Er muß unabhängig sein — wie seltsam das klingt! Er darf nicht von Parteien und Mehrheiten umhergestoßen werden. Er darf sich nicht aus seinen eigenen Überzeugungen herausheben lassen.

Zeitweise muß er unumschränkt sein — natürlich, wozu ist sonst ein Führer da?

Er muß so unabhängig sein wie Parnell, (irischer Agitator, Vertreter der „Homerule“, Führer der irischen Partei), als er seine ungestüme Schar zusammenhielt, Jahr für Jahr, trotz Hunderten von Verschwörungen.

Er muß versuchen, so unabhängig zu sein wie Cromwell, George Washington oder Pasteur oder Darwin oder Sir Edward Holden.

Tatsache ist, daß unsere Vorstellungen von Führerschaft durch die Politik entwürdigt sind. Wir sind führerlos geworden wegen des Unsinn, der auf den politischen Tribünen geredet wird.

Ein politischer Kandidat sagt: „Wenn ihr mich wählt, werde ich eure Befehle ausführen, ich werde euer gehorsamer Diener sein.“ Welch ein alberner Schwächer! Selbst aufrichtig gemeint, wäre es noch Unsinn.

In jeder Nation gibt es einige wenige, vielleicht ein Prozent, die klüger und befähigter sind als die anderen.

Die befähigten Wenigen führen wohl heute im Geschäfts- und Berufsleben, nicht aber in der Politik, in den Gewerkschaften und im öffentlichen Leben. Das ist der Hauptgrund, weswegen wir uns in einer so großen, die ganze Welt umfassenden Verwirrung befinden — fast überall werden die Löwen von den Kaninchen geführt, was so viel heißen soll wie: daß überhaupt nicht geführt wird.

Die populäre Vorstellung von einem Führer sieht in ihm eine Art von Sündenbock und Mädchen für alles. Er soll seine Anweisungen von unten erhalten — versuchen Sie dies einmal mit einem Oberst oder einem Kapitän oder einem Gelehrten!

Eine witzige Karikatur zeigte kürzlich einen unserer Ministerpräsidenten, wie er einer Volksmenge nachläuft, die ihm weit voraus ist. „Ja, ich muß ihnen folgen,“ sagt er, „denn ich bin ihr Führer.“

In den Gewerkschaften herrscht allgemein die Vorstellung, daß ein Arbeiterführer ein bloßer Wortführer sei. Man traut ihm keine eigene Klugheit zu. Er darf keinen eigenen Entschluß fassen. Er muß brav und bescheiden eine Abstimmung vornehmen. Das ist Führerschaft à la Arbeiterpartei.

Was Wunder, daß unsere Gewerkschaften zwei Millionen Mitglieder verloren haben!

Ein Führer muß ein Denker sein — er mag zeitweise ein Despot sein, niemals aber ein Dummkopf oder ein Aufwiegler.

Es muß immer einen Herrn geben — ja, warum sollten wir uns auf die Dauer darüber täuschen, aus Angst, die Gefühle der Dummen zu verletzen?

Jede Firma — jeder Stand — jeder Handel — jede Nation ist durch einen Herrscher zum Erfolg aufgestiegen. Warum sollten wir versuchen, uns selber damit zum Narren zu halten, daß dem nicht so sei?

Wenn Sie eine Genossenschaft ruinieren wollen, so leiten Sie sie durch eine Behörde.

Wenn Sie eine Nation bankrott machen wollen, so leiten Sie sie durch einen Haufen von Rednern.

Die Geschichte des Fortschritts ist durchaus eine Angelegenheit der Biographie.

Eine Nation wird beurteilt nach ihren besten Männern. Deshalb steht das alte Griechenland für immer an der Spitze aller Länder der Welt — es hat mehr große Männer pro 1000 hervorgebracht als irgendein anderes Land.

In diesen minder heroischen Tagen sind unsere Führer meistens Spaßmacher geworden. Unser Parlament ist ein Schauspiel geworden — eine Revue mit 615 Schauspielern, die alle versuchen, der gaffenden Menge rundum ein Lachen abzuschmeicheln oder ein Hurra abzugewinnen.

In den Tagen der Abstimmung versucht jeder, der ein Führer sein will, zu gefallen — eine Sache, die ihn überhaupt nicht interessieren dürfte.

Was würde aus einem kleinen Kinde werden, wenn seine Mutter nur daran dächte, ihm zu gefallen? Es würde innerhalb einer Woche vergiftet sein — ganz gewiß.

Es gibt Zeiten, in denen ein wahrer Führer seine Anhänger wie eine Schafherde treiben — sie in einen sicheren Stall leiten muß.

Es gibt Zeiten, in denen ein Führer der Menge gegenüberüberstehen muß, um überrannt und mit Füßen getreten zu werden — das ist das Risiko jeder Führerschaft.

Es gibt Zeiten, in denen ein Führer gekreuzigt werden muß — brauche ich dies zu beweisen?

In den letzten sieben oder acht Jahren haben wir eine Epidemie des Republikanismus erlebt. Es gibt jetzt 40 oder 50 Republiken in der Welt, und sehr wenige von ihnen haben Führer. Sie kennen nur Aufwiegler

und Redner. Was wird aus diesen Republiken werden?

Wir haben all dies Geschrei über Gleichheit und Selbstbestimmung über uns ergehen lassen — es ist Zeit, daß wir dem ein Ende machen.

Einige Männer sind den andern überlegen, und diese überlegeneren Männer müssen in die vorderste Reihe gestellt werden.

Einige Männer sind Fachleute. Sie besitzen Begabung plus Erfahrung plus Persönlichkeit plus Charakter. Diese Männer sind das Salz der Erde.

Christus wies vor 2000 Jahren darauf hin, aber seine Ausleger haben ihn niemals verstanden.

Dies sind die Männer, die der Menge dienen, doch ohne sich von der Menge Vorschriften machen zu lassen — die dem Volke geben, was es braucht, doch sicherlich nicht, was es wünscht.

So können Sie jetzt allmählich erkennen, was für ein seltenes Ding Führerschaft ist und wie sehr sie heute gebraucht wird in dieser Welt des führerlosen Gesindels.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr.

Düsseldorfer Schauspiel. Der Komödientensommer im Schauspielhaus trug internationales Gepräge. Man ritt das Thema in allen Stilarten und Schattierungen, wobei aber weder eine richtige Komödie von Galt und Kraft noch ein wirkliches Lustspiel in Erscheinung traten. Die ausländischen Anleihen verfehlten damit den Sinn und Zweck, der sie allein rechtfertigen könnte. Unterhaltungsware der dargebotenen Art fabrizieren wir in Deutschland selbst genug, und eigentlich liegt sie uns auch weniger oder gar nicht. Der Humor des Deutschen ist, von den wenigen klassischen Beispielen, in denen er sich auch dichterisch verwirklicht hat, wie im zerbrochenen Krug von Heinrich von Kleist und in Lessings Minna von Barnhelm, abgesehen, bis auf diesen Tag landschaftlich bedingt geblieben und erhält seinen Charakter wesentlich aus der Mundart und aus den menschlichen Eigentümlichkeiten der einzelnen Volksstämme. Dem Theater ist der offene, bewegliche süddeutsche Geist, in Raimund, Anzengruber und Thoma etwa, stets enger verbunden gewesen als die ruhige, selbstsichere Art des Norddeutschen, für dessen Humor bezeichnenderweise der Epiter Fritz Reuter immer noch bestimmend und wegweisend ist. Der Zug des Niederdeutschen zum Theater hat nur an der Waterkant, und auch hier in der Auswirkung leider ziemlich lokal beschränkt, Ausdruck gewonnen, vor allem in Fritz Stavenhagen und den Aufführungen der „Neederdeutschen Speelbühn“ in Hamburg, während im Westen die Beziehungen ungemein reicher fließen (es sei nur auf Müller-Schlössers „Schneider Wibbel“ als Beispiel nieder-rheinischer Sonderart hingewiesen) und sich stromaufwärts dann mit der breiteren Menschlichkeit des Süddeutschen wieder zusammenfinden, wofür Siebergalls „Datterich“ und auch Budmayrs „Fröhlicher Weinberg“ Beweis genug bieten. Die Verwurzelung im Dialekt, im Heimatboden ist ihnen allen gemeinsam, und heraus quillt der deutsche Humor, der Volkshumor ist, auch für die Zukunft. Diesem Volkshumor, dem eine reinere, höhere, dichterische Formung (über das Volksstück hinaus) in den letzten Jahrzehnten nicht gegeben war, steht die eigentliche Unterhaltungsware, von der unsere Bühnen überschwemmt werden, als Folge der Zivilisationsbedürfnisse der Großstädte gegenüber. Diese „Lust“-spiele bauen sich im wesentlichen auf einer wurzellosen, flachen, durch die Nachahmung vergrößerten, niederen Situationstomik auf, die sich, je nach Nationalität der „Importware“, ziemlich voneinander unterscheiden. Frankreich beherrscht

heute noch wie vor 15 Jahren das in seinen Mitteln längst theatralisch verbrauchte Konversationsstück, nur daß an die Stelle von Scribe und Sardou, Verneuil und Konforten getreten sind. Das einzige Thema all dieser unverblümt zweideutigen Spiele ist das drei- oder mehrdeutige Verhältnis, dem stets neue Möglichkeiten abgewonnen werden. Stücke, die stets ihr Publikum haben werden, obwohl die geistige Höhe des einstmalig geschliffenen Dialogs erheblich nachgelassen hat und an die Stelle des geistvollen, trefflicher zugespielten Bonmots der geistlose, handgreiflich massige, reichlich eindeutige „Witz“ getreten ist, wie man an der „Kusine aus Warschau“ anlässlich des Gastspiels der impertinenten Maria Orska feststellen konnte.

England ist die Heimat des Tingeltangels und der modernen Posse, die sich meist, so auch bei dem jungen Noel Coward in seinem Stück „Weekend“ (Über Sonntag), Komödie nennt, es aber nur bis zur Schwanknähe bringt. Man zehrt von den Typen und der Wiffigkeit des irischen Wizes, die im Einklang mit einem kleinen, nett durchgeführten Einfall schon zu unterhalten wissen. Erheblich fader schmeckt dagegen die dünne, bläßliche Limonade Wiener Herkunft „Das stärkere Band“ von Felix Salten, eine von falscher Sentimentalität getragene Alt-Heidelbergiade, die nur die lebendige, amüsante Darstellungskunst einer Ida Wüst möglich macht. Deutschland schließt den sommerlichen Reigen mit dem Werk des Rheinländers Wilhelm Schmidtbonn „Die Schauspieler“, das sich innerhalb dieses Rahmens vorteilhaft abhebt und wieder in literarische Grenzen vorstößt, ohne doch von dem Dichter, der bislang stets mehr ein feiner Erzähler als dramatischer Gestalter war, ein klares Bild zu vermitteln. Der landschaftliche Charakter spricht gleich unmittelbar mit in dem Spiel, bricht aber nicht zu der freudigen Leichtigkeit und Lust am Leben durch, die man auch in so menschlichen Dingen vom Lustspiel verlangen muß. Auch das Besondere des Falles aus der Berufsstragik notwendig wirksam werden zu lassen, gelingt kaum. Das Thema bleibt allgemein menschlich. Schmidtbonn ist aber auch zu schwer, zu besonnen, um die Schatten aus dem Geschenk der Güte zu bannen und das Spiel zur befreienden Verklärung der Güte und der Liebe überhaupt zu machen. Man spürt den Willen des Dichters dazu, der uns mit einem heiteren, einem nassen Auge menschlich beglücken will, aber es bleibt ein Bruch, ein Ungelöstes übrig, wozu die Übertragung solcher schwieriger Fragen ins grelle Rampenlicht noch beiträgt. Dr. St.

Dr. Karl Peters, gest. 11. Sept. 1918. Unter den dröhnenden Schritten des Kriegsgottes, unter dem Getöse eines unerhörten Zusammenbruchs erscholl am 11. September 1918 fast unbemerkt das Leben eines Mannes, dem unser Volk ein dankbares Andenken zu bewahren verpflichtet ist. Kurz vor seinem 62. Geburtstag verschied Dr. Peters, der eigentliche Gründer unserer Kolonien. Er ist es gewesen, der 1884 in Ostafrika unter Umständen, die nur ein Kenner tropischer Verhältnisse zu würdigen weiß, die ersten Verträge abschloß, die uns die Landschaften Usuguba, Ngura, Usagara und Ukami sicherten. Mit flammenden Reden wußte er in Deutschland die Begeisterung für den kolonialen Gedanken zu wecken, womit er gleichzeitig für die Schaffung einer größeren Flotte warb. Wenn ein Mann wie Peters in jahrelangem Kampf- und Reiseleben in den Tropen mit ihren mörderischen Klimaverhältnissen, unter unmenschlichen Ent-

behrungen und übermenschlichen Anstrengungen, unter den Qualen von Hunger, Durst und Fieber, unter fortwährender Todesgefahr sein Vaterland in die Reihe der Kolonialmächte eingeführt hatte, dann mußte es für ihn eine grausame Enttäuschung sein, wenn ein kurzfristiger Politiker wie Caprivi diese kostbaren, gar nicht hoch genug zu schätzenden Errungenschaften durch das deutsch-englische Kolonialabkommen in ihren wertvollsten Teilen kaltblütig preisgab. Seinem Nachfolger, dem Gouverneur Hermann v. Wissmann, hat diese verstandnislose Politik das Herz gebrochen.

In seinen Schriften: „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition“, „Im Goldlande des Altertums“, „England und die Engländer“, „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika“ erweist er sich als großer und tiefer Kenner der politischen, wirtschaftlichen und rassistischen Verhältnisse und Zusammenhänge auf der ganzen Erde. v. W.

Zeit im Bild.

Rhön-Segelflugwettbewerb 1926.



Rhön-Segelflug-Wettbewerb. Regel (Hassel) stellt mit einem Überlandflug von 55 km einen neuen Weltrekord auf. Am 12. August startete Segelflieger Regel bei einer Windstärke von 10 Sekundenmeter zum Angriff auf den von Nefring (Darmstadt) am



9. Oktober 1925 in der Krim (Rußland) aufgestellten Weltrekord im Streckenflug (24,6 km). Trotz des stark böigen Windes hatte Regel seine Maschine stets in der Gewalt, wußte mit bewundernswerter Energie stets „auf dem Strich“ zu bleiben und landete schließlich nach Zurücklegung von über 55 km gerader Strecke in Sompertshausen (Sachsen-Meiningen).



Start des Schulleindeckers „Elberfeld“ vom Bergischen Verein für Luftfahrt.

Oben links: Regel startet zum Weltrekordstreckenflug (Wasseruppe—Sompertshausen, 55 km Luftlinie).



Links:
Den Abschluß des Deutschen Seeflugwettbewerbes bildete die Seegangprüfung bei Warnemünde. Sieger wurde von Gronau auf Heinkel-Eindecker mit 450 PS Napier-Lion-Motor. Der Sieger von Gronau vor seiner Maschine im Flughafen zu Warnemünde.



Der Sieger des Deutschen Seeflugwettbewerbs 1926.

Katastrophe des D-Zuges Berlin—Köln.
Die entgleiste Lokomotive.

Die Internationale Ausstellung für Binnenschifffahrt und Wasserkraftnutzung, Basel.

Staumauer Suviana an der Eisenbahnlinie Bologna-Firenze. Aussteller: Italienisches Ministerium für Verkehrswesen.

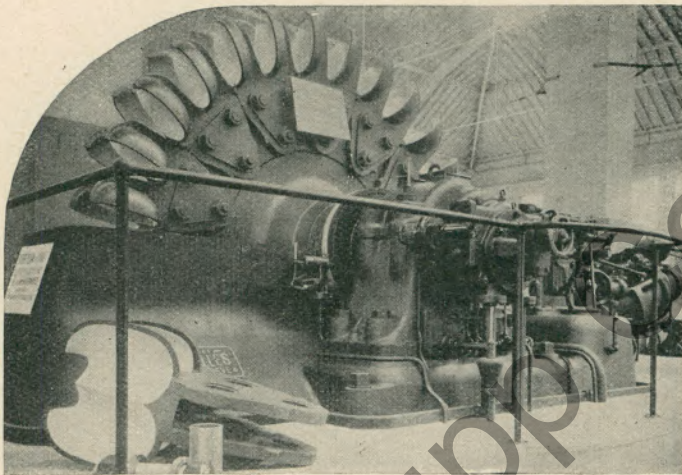
Das Modell zeigt in der Mitte die hohe Talsperre, die den Reno-Fluß zu einem mächtigen Stausee aufstaut. Im Vordergrund rechts der Überlauf, über den das nicht auf die Turbine geleitete Wasser abfließen kann. Das Wasser des Stausees ist im Modell nicht angedeutet worden, damit die Einzelheiten der Anlage besser ersichtlich sind. Die Krone der Staumauer ist als Straßenbrücke ausgebaut, die die Bergstraßen beiderseitig der Schlucht ver-



Photothek.

bindet. Rechts von der Staumauer die beiden Wasserfassungstürme, die bei aufgefülltem Stausee nur mit ihrer Spitze über die Wasserfläche emporragen. Am Fuße der beiden Türme die Schiebertüren, durch die, wenn sie offen stehen, das Wasser des Stausees in einem wagrechten Tunnel (Stollen) nach dem Wasserschloß (das kleine Häuschen links der Staumauer am Berghang) geleitet wird. Im

Wasserschloß wird das Wasser in die beiden Druckleitungen geleitet, durch die es auf die beiden Turbinen des Maschinenhauses geführt wird.

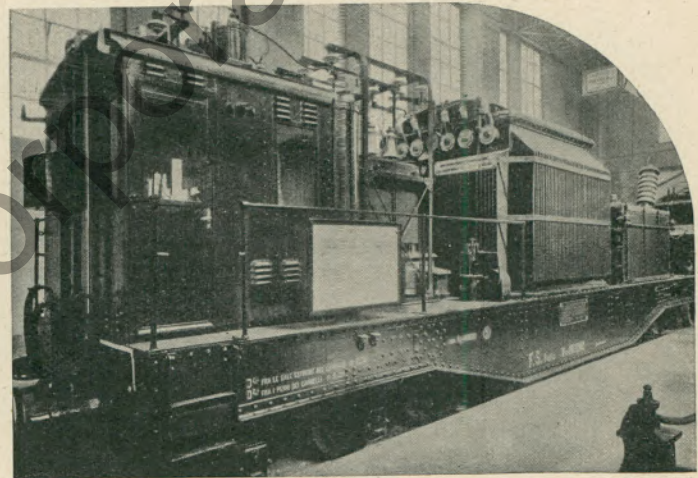


Photothek.

Die große Pelton-Turbine (20 000 PS, die für das Kraftwerk Vernavaz (Wallis, Schweiz) der Schweizer Bundesbahnen bestimmt ist.

Rechts: Fahrbare Transformatorstationen der Italienischen Staatsbahnen. Hersteller: Officine di Savignano, Turin. Aussteller: Italienische Staatsbahnen.

Gewöhnlich wird der elektrische Strom von den Hochspannungs-

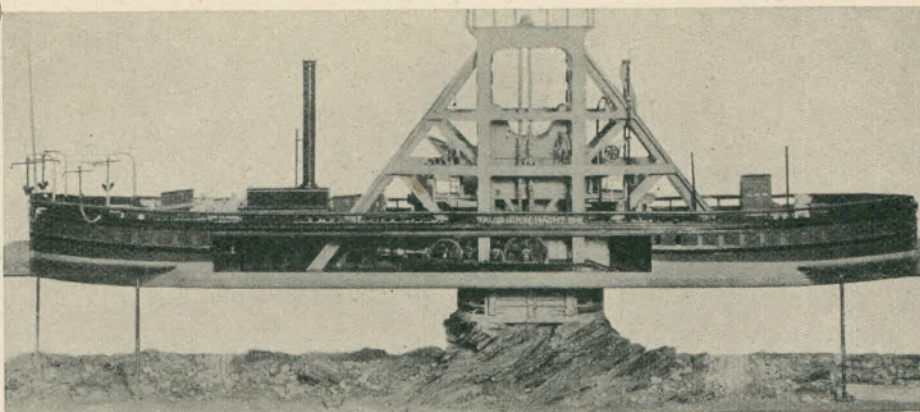


Photothek.

leitungen in feststehenden Transformatorstationen auf die Spannung der Fahrleitung transformiert. Die Italienischen Staatsbahnen haben nun eine größere Anzahl fahrbarer Transformatorstationen gebaut (insgesamt ca. 30), um bei Störungen in den ständigen Transformatorstationen möglichst rasch eine Ersatzstation einhalten zu können. Die fahrbaren Transformatorstationen werden an eine elektrische Lokomotive gehängt, um in kürzester Zeit an jeden beliebigen Ort des elektrifizierten Bahnnetzes verschoben werden zu können.

Modell eines Taucherschachtes. Aussteller: Strombauverwaltung Koblenz.

Das Schiff ist in der Mitte mit einem Tauchschacht ausgerüstet, der an dem Eisengerüst die Flußsohle herabgelassen und vor der Fortbewegung des Schiffes wiederum heraufgezogen werden kann. In dem Taucher-



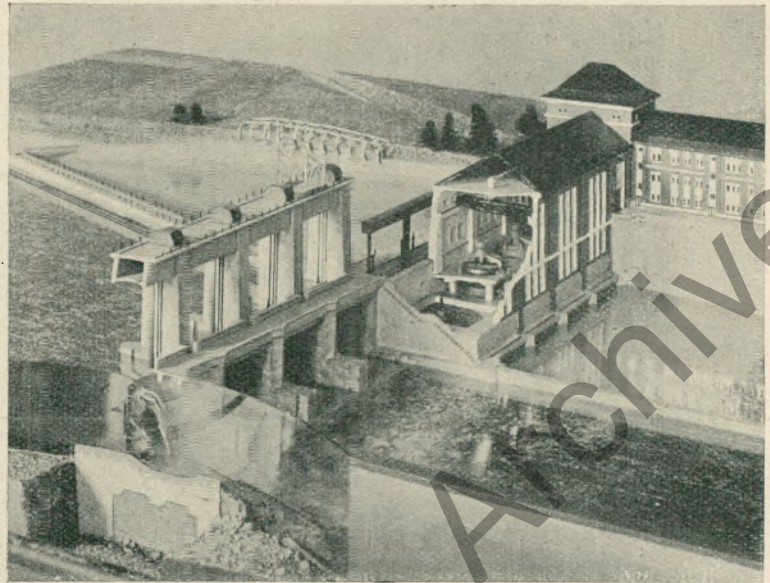
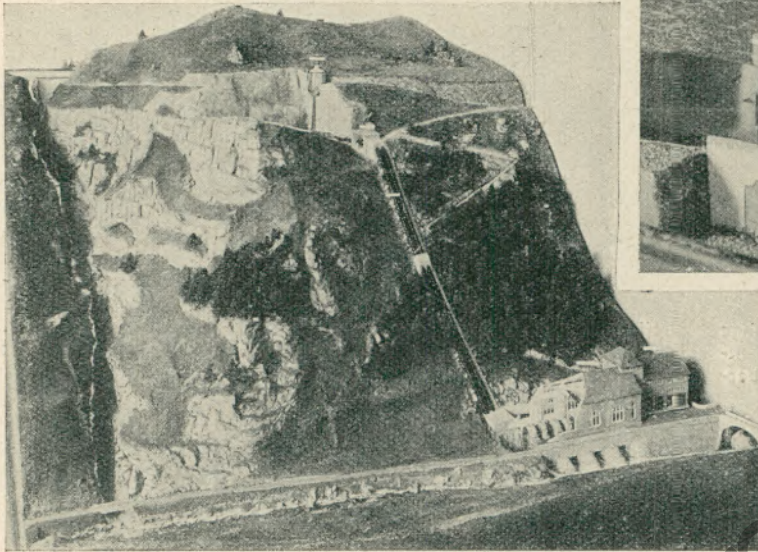
Photothek.

schacht, der mit Druckluft gefüllt ist, kann eine größere Anzahl von Leuten an der Flußsohle Arbeiten ausführen. In Frage kommt vor allem die Verbesserung der Fahrinne durch Wegsprengung von Felsblöcken, ferner das Auffuchen und Beseitigen anderer Hindernisse, wie Wracks von Schiffen, verlorengegangene Anker usw.

**Interessante Modelle und
Ausstellungsstücke von der Internatio-
nalen Ausstellung für Binnenschifffahrt
und Wasserkraftnutzung Basel 1926.**

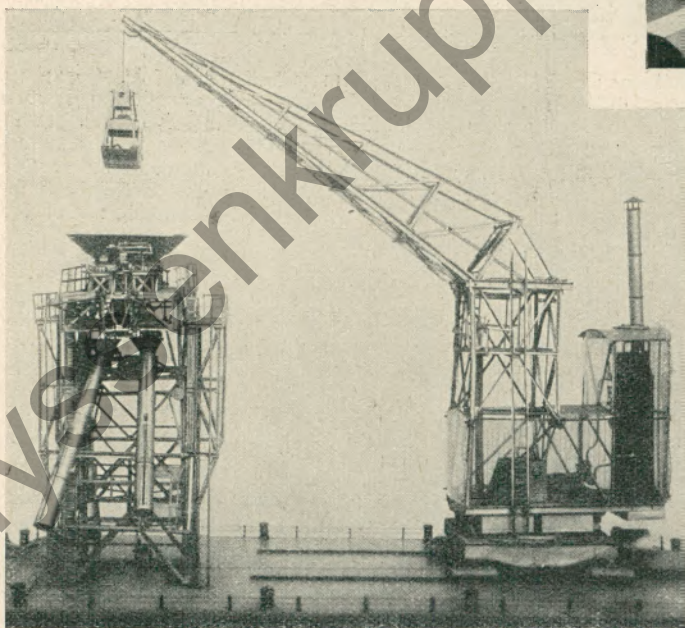
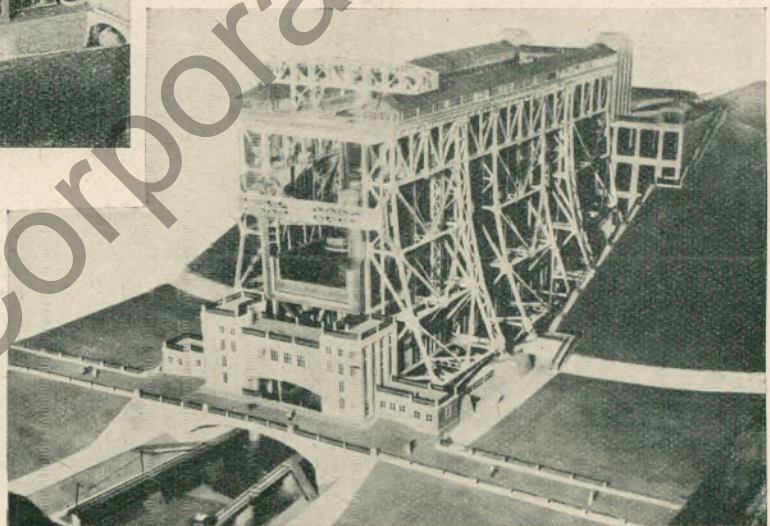
Photos: Presse-Photo-Nachrichtendienst.

Unter: Modell eines Hochdruckwerkes. Aussteller: Elektrizitäts-
werke der Stadt Basel. Das Modell zeigt die gesamte Anlage
eines sogenannten Hochdruckwerkes, bei dem eine kleine Wasser-
menge aus großer Höhe unter großem Druck in die Turbine fließt.

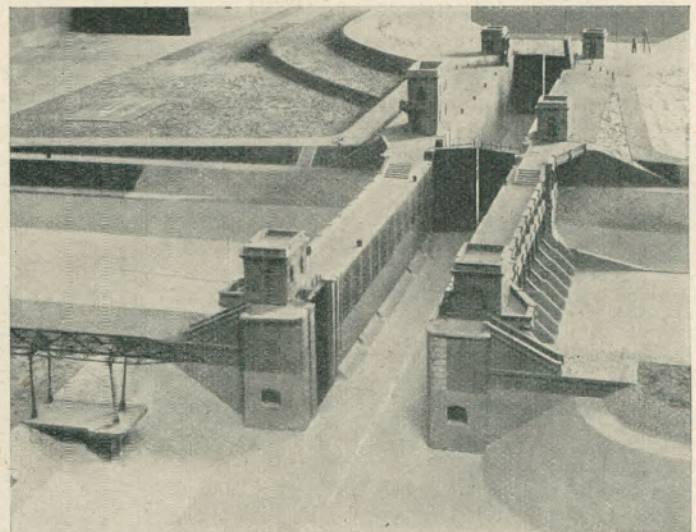


Modell eines in den Flusslauf eingebauten Niederdruckkraftwer-
kes, das mit großen Wassermengen bei relativ kleinem Gefälle
arbeitet. Im Gegensatz zu den Hochdruckwerken beträgt das aus-
genutzte Wassergefälle hier in der Regel nur einige Meter.

Nebenstehend: Das zur Ausführung bestimmte Projekt des
Schiffshebewerkes für die Kanalstufe Niederfinow (bei Berlin)
des Hohenzollerkanals (Hebewerk mit Raßförderung der Al-
bertswerke G.m.b.H., Eberswalde). Das Schiffshebewerk hebt
die Schleppfähne samt ihrer Ladung von der unteren Kanal-
stufe in die obere und überwindet eine Höhendifferenz von 36 m.

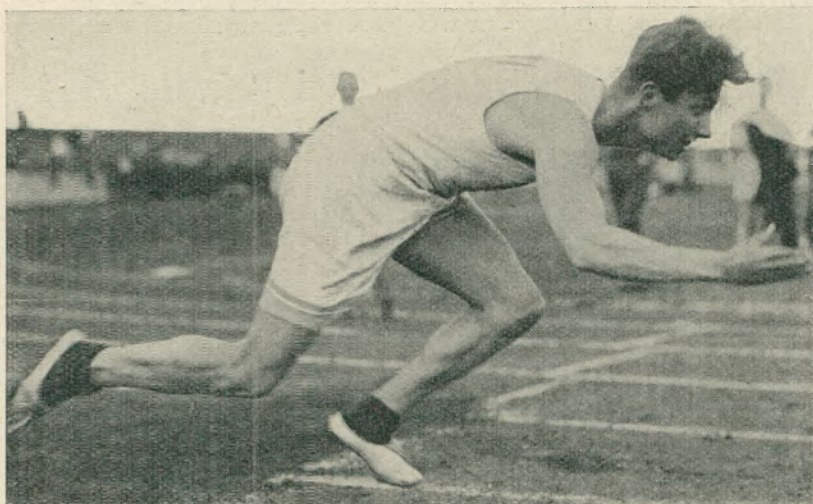


Schwimmkran mit Dampfantrieb zum Umladen von Erz und Kohle
im Hafen von Rotterdam. Auf dem schwimmenden Floß ist rechts der
eigentliche Kran mit automatischem Greifer montiert. Links auf dem
Floß befindet sich der Verteilungstrichter.



Schiffsschleuse von Volta Grimana (Italien). Aussteller: Königl. Italie-
nisches Amt für Wasserwerke. Das interessante Modell stellt die Kreu-
zung eines Schiffahrtskanals mit einem Seitenarm des Po dar.

Deutsche Leichtathletik-Meisterschaften 1926.



Der Weltrekordmann im Hundertmeterlauf (10,3 Sek.),
Körnig (Breslau), beim Start.



Der Deutsche Meister im
Diskuswerfen, Hoffmeister
(S. V. 1896 Hannover),
legt mit 44,235 m.

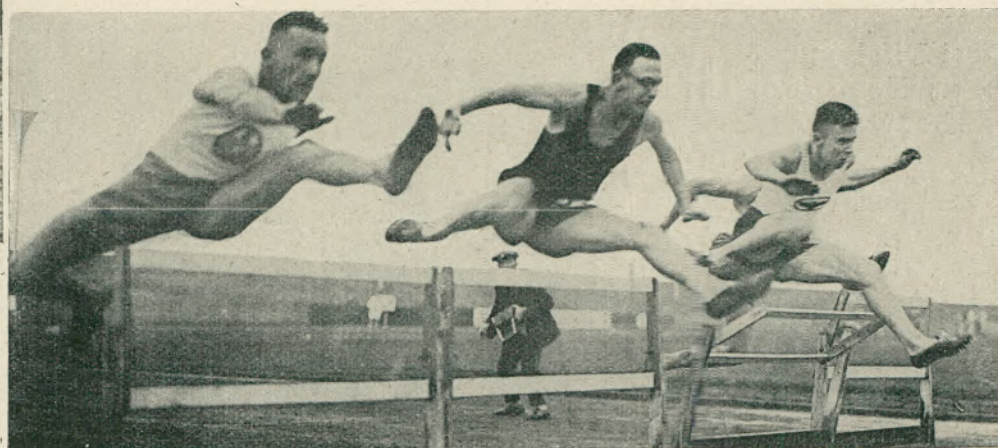
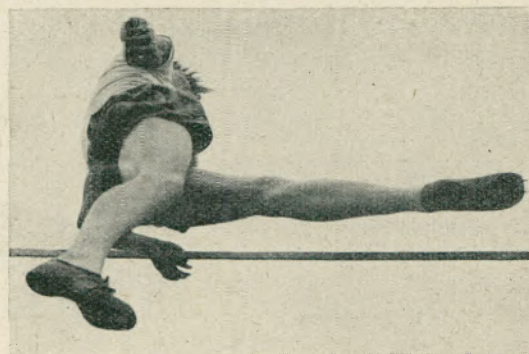
Aus den Entscheidungskämpfen um die Deutschen Leichtathletik- Meisterschaften 1926.

Rechts oben:
Der Deutsche Meister im
Stabhochsprung, Möbius
(V. f. L. 06 Saalfeld),
springt 3,60 m.

*
Rechts:
Der Deutsche Meister im
Hochsprung, Huhn
(V. f. B. Jena), springt 1,80 m.

*
Unten:
Ausschnitt aus dem
110-m-Hürdenlauf.
In der Mitte der Sieger
Trosbach.

*
Photos: H. Wolter.

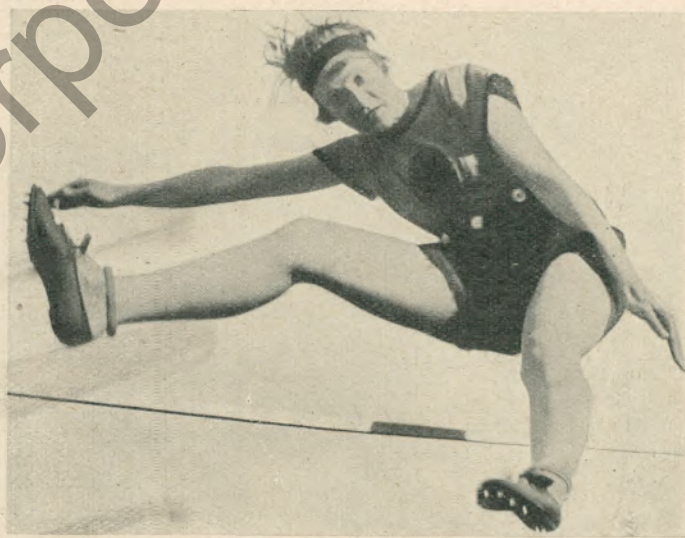


Die Frau im Sport.

Deutsche Leichtathletik-Meisterschaften für Frauen · Braunschweig, 22. Aug. 1926



Der Kampf um die Tausendmeterstrecke.



Die Deutsche Meisterin im Hochsprung, Frä. von Bredow, springt 1,495 m.

Zwei Bilder aus dem Entscheidungskampf im Hundertmeterlauf.

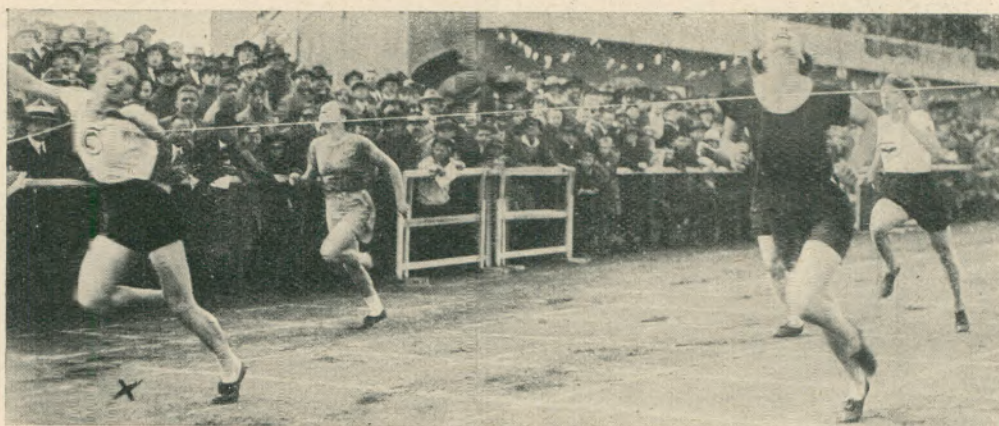
Photos: G. Wolter.

Oben:

Die Deutsche Meisterin, Frä. Wittmann (S. C. C. Berlin), beim Start.

Rechts:

Die Deutsche Meisterin Frä. Wittmann (X) zerreißt das Zielband in der Rekordzeit von 12,5 Sekunden.



Die letzte Sekunde!

Turnen, Sport und Spiel.



Start zum Marathonlauf.

Phot. Groß.

Der Triumph des deutschen Sports.

Braunschweig — Basel — Budapest.

Der Ausklang des diesjährigen Sportsommers besicherte dem deutschen Sport eine prächtige Reihe ungewöhnlicher Erfolge, zahlreiche Siege von größter internationaler Bedeutung. Braunschweig brachte den zweiten Teil und gleichzeitig den Abschluß der Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften 1926. Die Kämpfe galten der Siegespalme im Zehnkampf, dem schönsten, vielseitigsten, aber auch schwierigsten Wettbewerb, dem Meistertitel im Marathonlauf und in den Frauenmeisterschaften. Bei der Teilung des viel zu umfangreich gewordenen Programms der Deutschen Meisterschaften ging man von dem richtigen Gedanken aus, eine Überanstrengung einer ganzen Reihe von Leichtathleten durch eine gleichzeitige Teilnahme an den einzelnen Wettbewerben und am Zehnkampf unter allen Umständen zu vermeiden. Wenn auch durch den Dreiländerkampf in Basel einige aussichtsreiche Zehnkämpfer an der Teilnahme verhindert waren, so gewannen die Braunschweiger Tage doch für den deutschen Sport erhebliche Bedeutung. Arno Holz, dem beliebten deutschen Sportsmann, einem der besten Leiter und Führer unserer Sportjugend, gelang es in diesem Jahre noch einmal, seinen Meistertitel als Zehnkämpfer in der Gesamtwertung gegen den Ansturm der Jugend erfolgreich zu behaupten. In manchem der Einzelwettbewerbe endete Holz nur auf dem zweiten oder dritten Platz. Erprobte Technik und alte Erfahrung rettete noch einmal den Lehrer im Wettkampf gegen die durch ihn erzogene und ausgebildete Jugend. Wie wird's im nächsten Jahre? Mit dem selbstlosen Meister Holz hoffen auch wir, daß 1927 einer der Jüglinge seiner großen Sportfamilie ihm den schönsten

aller Meistertitel entführt. Genau so, wie es im Marathonlauf geschah, in dem der Kampfspielsieger Reichmann (Siegen) in neuer deutscher Bestzeit alterproben Läufer wie Hempel, Pohl und Gerull mit sechs Minuten Vorsprung schlug. Auch die Braunschweiger Sportlerinnen-Wettbewerbe brachten trotz denkbar schlechten Wetters neue Bestleistungen. Die 100 m fielen in 12,5 Sekunden; der Weitsprung brachte mehrere Sprünge von 5,10 m bis 5,18 m; im Hochsprung wurden die 1,50 m gestreift. Wahrlich, die Sportlerinnen haben den jüngst so erfolgreichen Turnerinnen in nichts nachgestanden. (Vgl. „Die Frau im Sport“.)

Und nun zu Basel! Ein Sportereignis von überragender Weltgeltung! Schon die Tatsache, daß der Dreiländerkampf Deutschland-Schweiz-Frankreich überhaupt zustande kam, beweist die gebietende Achtung, die der deutsche Sport sich im Auslande errungen hat. Zum ersten Male seit dem Kriege trat Frankreich offiziell zum Kampfe gegen Deutschlands Beste an, wußte im voraus schon, daß an einen Sieg kaum zu denken war. Aber eine solche Niederlage, wie Deutschland und die Schweiz dem national so stolzen Frankreich, das dazu noch ausgerüstet mit den praktischen Erfahrungen seiner Pariser Weltolympiade auf dem Plan erschien, unvermutet bereiteten, war eine herbe Enttäuschung. Von den 15 Wettbewerben gewann Deutschland glatt 12, die Schweiz 2 und Frankreich nur einen einzigen. Das Endergebnis war 127½ (Deutschland) : 89½ (Frankreich) : 68 (Schweiz) Punkten. Unser Körnig schlug die guten Franzosen Degrelle und Mourlon über 100 und 200 m in überraschend sicherer Weise. Dr. Pelzer und auch Böcher ließen im schärfsten End-



Phot. Groß.

Der deutsche Weltrekordeur Rademacher im Freibad Wannsee.

einigen. Das Endergebnis war 127½ (Deutschland) : 89½ (Frankreich) : 68 (Schweiz) Punkten. Unser Körnig schlug die guten Franzosen Degrelle und Mourlon über 100 und 200 m in überraschend sicherer Weise. Dr. Pelzer und auch Böcher ließen im schärfsten End-

kampf die Hoffnungen Frankreichs Pelé und Berger über 1500 m sicher hinter sich. Im fesselndsten Wettbewerb rang Diedmann den international bekannten und gefürchteten Franzosen Guillemot nieder. Troßbach hatte nichts zu schlagen, wie auch die 4 × 100-m- und 4 × 400-m-Staffeln den deutschen Rekordläufern in keinem Augenblick zu nehmen waren. Daß auch der Weit- und Stabhochsprung eine Beute unserer Vertreter wurde, ist für jeden eine besondere Freude, der sich daran erinnert, wie lange diese Sportarten unsere Sorgenkinder waren. Den einzigen, aber schönen Sieg holte sich Frankreich im Hochsprung durch den glänzenden Lewden, der trotz der schlechten Anlaufbahn 1,89 m erreichte. Dem konnte unser Vertreter, der prächtige kleine Huhn, nur 1,87 m entgegenstellen. Erwartungsgemäß war die Schweiz, wie auch in früheren Jahren schon, durch die bekannten Läufer

Imbach und Martin über 400 und 800 m uns überlegen. Dr. Pelzer trat nicht an, ebenso wenig wie Frankreichs Spezialist Baraton! Warum nicht? Es wäre ein Lauf geworden, auf dessen Ausgang die ganze Sportwelt gespannt gewesen wäre.

Gleich wichtige, für das Ansehen des deutschen Sports höchst bedeutende Ergebnisse brachten Europas Schwimm-Meisterschaften in Budapest. Auch hier traten unsere Vertreter in ruhiger Zuversicht, geführt von einem E. Rademacher, zum Kampfe an. Und doch war der Widerstand, der geleistet wurde, über Erwarten heftig. Drei Deutsche errangen den stolzen Titel eines Europameisters: E. Rademacher, Dr. Mundt und Fröhlich, der seinerzeit in Amerika mit Rademacher den deutschen Namen vertrat und dem heute dieser Sieg als Entschädigung für manche unverdiente bittere Enttäuschung von Herzen zu gönnen ist.

Was brachte der Sporthochsommer?

Neue Leistungen in Turnen und Sport. — Das Ausland und wir. — Sportgedanke und Volkskraft.

Der verflossene Sportmonat mit der Vielseitigkeit seiner Veranstaltungen in fast allen Sportarten und mit den allenthalben gezeigten Leistungen stellt unbestritten den Gipfelpunkt des gesamten sommerlichen Sportgeschehens dar. Den Kölner Kampfspiele schlossen sich die Verbandsmeisterschaften in den einzelnen deutschen Gauen an, folgten die Deutschen Meisterschaften

des D. S. B., der Deutschen Turnerschaft, der Deutschen Jugendkraft, Rad-, Schwimm- und Wassersportverbände. Diesem großen Rahmen fügten sich die mannigfaltigen örtlichen Turn- und Sportfeste ergänzend ein und zeigten vielbesprochene reindeutsche und internationale Wettbewerbe und Leistungen. Auch die Landesverbände des Deutschen Fußballbundes, als letzter der Westdeutsche Fußballverband, habenden sehnlichst erwarteten Ablauf der Zwangs- und Schonpause benutzt, um sofort mit neuen Freundschaftsspielen an die Öffentlichkeit

zu treten. Wenn auch diese ersten Spiele nicht die Bedeutung haben und die allgemeine Beachtung finden wie die Meisterschaftskämpfe, so sind sie doch — rein sportlich betrachtet — für den gesamten deutschen Fußball von größter Wichtigkeit. Der allgemeine Zug zur Verjüngung zwingt auch den Fußball zur Aufstellung

neuer junger Mannschaften, auf denen nunmehr die Hoffnung alter ruhmvoller Fußballkämpen ruht. Wenn der erste Auftakt nicht trügt, verspricht das Städtepiel Berlin—Budapest, das die deutsche Mannschaft mit 4:2 für sich entscheiden konnte, den Beginn neuer Erfolge.

Der Verlauf, den gerade die letzten, wichtigen Ereignisse des Sportsommers 1926 genommen haben, hat

deutlich den Aufstieg gezeigt, den deutsches Turnen, deutscher Sport in den letzten Jahren genommen haben. Vor zwei Jahren schrieb Staatssekretär z. D. Dr. Lewald, der Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, den damaligen Leichtathletikmeisterschaften als Geleitwort: „Die Deutschen Meisterschaften sollen beweisen, daß Deutschland in die vordere Reihe der Sportnationen gehört, und den Beweis für einen weiteren Aufschwung erbringen!“

Heute ist es am Platze, rückschauend sich den Weg ins Gedächtnis zu-

rückzurufen, den die deutsche Jugend in schweren Kämpfen, in zäher Arbeit an sich selbst zurückgelegt hat. Heute erscheint es überflüssig, an Hand von Zahlen die damaligen Leistungen mit den diesjährigen zu vergleichen. Der Sportgedanke ist Allgemeingut geworden. Es verschlägt wenig, ob heute einer unserer



Schert-Bilderdienst.

Die Parkanlagen im Dienste der Volksgeundheit in — Amerika.

In zahlreichen Großstädten Amerikas sind die mitten im Häusermeer liegenden Parkweihen im Sommer für jung und alt zum Baden freigegeben. An heißen Tagen entwickelt sich hier in den Nachmittagsstunden nach Geschäftsschluß ein fröhliches „Strand“leben mitten in der Großstadt. Welche Stadt in Deutschland wird als erste mit der (erst seit wenigen Jahren und nur vereinzelt verwirklichten) Anschauung brechen, daß „Planschbecken“ nur für die Jüngsten notwendig sind?

Besten die 100 m in 10,5, 10,6 oder gar 10,3 Sekunden bezwingt. Mehr als ein gutes Duzend deutscher Kurzstreckenläufer ringen um die Zehntelsekunde. Jeder ausübende Turner und Sportler, jeder Sportfreund, Lehrer und einsichtige Erzieher kennt und verfolgt die steigende Linie und die Ziffern der Höchstleistungen der einzelnen Gebiete des Sports. Die letzten Monate haben den deutschen Sport dahin gebracht, wohin vor zwei Jahren Staatssekretär Lewald ihn wies: in die gesicherte vordere Linie der Sportnationen.

Auch das Ausland hat in den letzten Wochen seine Meisterschaftskämpfe abgewickelt. Bekannt sind die deutschen Erfolge bei den Meisterschaften in England und Amerika. Der Verlauf der Meisterschaften in den nordischen Ländern, in Holland, der Schweiz und Frankreich hat bewiesen, daß der Vorsprung, den das Ausland seit Jahren uns voraus hatte, tatsächlich eingeholt ist. Bei einer Teilnahme deutscher Vertreter hätten diese allenthalben den einen oder anderen Sieg, zum wenigsten aber, einen achtungsgebietenden Platz errungen. Selbst die ausländische Sportpresse kann heute nicht mehr umhin, bei einer kritischen Würdigung der eigenen Leistungen die deutschen Bestziffern zum Vergleich, zur Mahnung und zum Ansporn heranzuziehen. Die deutschen Erfolge, das sportlich und national einwandfreie Auftreten deutscher Sportler im Auslande haben gleichzeitig auch wieder in nicht zu unterschätzendem Maße dem deutschen Namen, dem deutschen Volkstume zu neuem Ansehen verholfen. Jedem deutschen Manne muß es eine große Genugtuung und ehrliche Freude sein, wenn er hört, wie gerne jetzt die Ausländer in Deutschland an den Start gehen, wie begehrt die besten deutschen Sportler bei Wettkämpfen im Auslande sind. Dr. Pelzer und Troßbach fehlen auf fast keiner Veranstaltung in den nordischen Ländern. Der Deutsche Engel wurde selbst in Frankreich unlängst ob seines Sieges im Grand-Prix ehrlich und begeistert begrüßt. Die Siege von Landmann und Froitzheim über die Weltmeister im Tennis setzten den internationalen Tennisverband in Erstaunen, brachte den beiden Deutschen herzliche Einladungen aus Amerika und trugen nicht wenig dazu

bei, daß auch die internationale Tenniswelt ihre bisherige Zueignung gegenüber allem Deutschen nunmehr aufgibt. Gerade diese Tatsache ist wegen der einflußreichen Stellung, die der Tennissport im Auslande einnimmt, für den deutschen Namen und unsere Weltgeltung von allergrößter Bedeutung.

Wie schwer es aber dem deutschen Sportler trotz allem im Auslande gemacht werden kann, haben die Rad-Weltmeisterschaften in Turin bewiesen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß Deutschlands Vertreter in nicht zu entschuldigender Weise behindert und um jede Siegesaussicht gebracht wurden. Ein Trost ist es nur, daß gleichzeitig auch die Vertreter anderer Länder zusammen mit den Deutschen unter dem Einfluß des temperamentvollen, ungezügelter italienischen Nationalgefühls zu leiden hatten.

Gerade dieser Vorfall beweist, daß Höchstleistungen allein nicht der Sinn des Sportes sein dürfen. Der deutsche Sportgedanke hat nichts mit übertriebenem Nationalstolz zu tun. Sport ist Disziplin, Zucht an sich selbst, Unterordnung unter das Ganze, Mitarbeit am Volkwohl, jeder auf seinem Platze. Heute ist bei uns in Deutschland die vielerstrebte „Breite Front“ in Turnen und Sport erreicht. Unter der klugen, zielbewußten Leitung des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen ist der alte Familienzwist zwischen Turnen und Sport beigelegt, sind die überaus schädigenden Hemmungen überwunden.

Einheitlich, in geschlossener Front gehen die großen Verbände in allen lebenswichtigen Fragen zusammen. Ob Deutscher Sportbund, Deutsche Turnerschaft, Deutsche Jugendkraft: sie alle arbeiten daran, die deutsche Jugend aus den Nöten der Kriegsjahre und ihren Folgen heraus zu gesunden, kräftigen Männern zu machen und aus den Wirnissen und Irrungen der Revolutionszeit heraus zu Selbstzucht und Unterordnung zurückzubringen. Nur so kann Deutschland ohne die frühere Volkserziehung der allgemeinen Wehrpflicht und ohne die leider noch immer nicht zustande gekommene Arbeitsdienstplicht wieder das Volk werden, was es früher war — ein starkes, stolzes, freies Volk!

A. S.

Nordseefahrt.

Die Lehrlinge vom Ausbildungswesen der Abteilung Schalke (Vereinigte Stahlwerke) auf Norderney.

Beim Morgengrauen des 23. Juli traten 30 Lehrlinge vom Ausbildungswesen der Abteilung Schalke zur Fahrt nach Norderney an. Alle waren in freudig erregter Stimmung, denn diesen Tag hatten sie lange sehnlich erwartet. Seit Monaten war ein Spargroschen zum anderen gelegt, um das Reise- und Zehrgehalt zusammenzubekommen. Die Wanderlust und Ferienfreude nach mühevoller werktätiger Arbeit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Auch für die Leiter des Ausfluges war es ein Vergnügen, mit dieser kleinen unternehmenden Schar auf die Reise zu gehen und durch sorgfältige Vorbereitung und hausälterische Spar-



samkeit einen möglichst langen Aufenthalt auf dieser schönen Nordseeinsel herauszuschlagen.

In Norden verließen wir den Zug, um dort zunächst das von einem wohlwollenden Gönner gespendete Mittagessen einzunehmen. Dann ging's mit frohem Gesang durchs Städtchen zur äußersten Festlandsspitze, der Funkstation Norddeich, deren Einzelheiten uns von dem Direktor allgemein verständlich erklärt wurden. Die anschließende Deichwanderung mit dem Blick auf die unter Ebbe liegende See enttäuschte unsere Jungen sehr, die ihre Erwartung auf ein wildbrausendes Meer eingestellt hatten.

Am Spätnachmittag

brachte uns der Dampfer nach Norderney. In der außerhalb des Städtchens inmitten der Dünen gelegenen Meierei bezogen wir Quartier. Es war zwar spartanisch einfach, hatte dafür aber den Vorzug der Billigkeit; und geschlafen haben wir alle herrlich auf dem hochgeschichteten Strohlager.

Kurze Freiübungen unter Meister Wiertullas Leitung und fröhliche Morgenwäsche schufen die sorglos heitere Grundstimmung für jeden Ferientag, und dann kam das Frühstück, bestehend aus Milch, Roggen- und Weißbrot.

Die Vormittage waren dem Baden gewidmet. Strahlender Sonnenschein, stürmische kühle Brise und hochgehende See übten gleicherweise ihre Reize auf die Badelust unserer Jungens aus. Dazu das bis dahin unbekannte Leben und Treiben am Strande dieses Weltbades! All das war so recht geeignet zur Erhöhung ausgelassener Ferienstimmung. Und wie mundete danach das Mittagessen, das der Wirt vom „Rheinischen Hof“ reichlich und gut vorsetzte.

Die Nachmittage brachten mancherlei Abwechslungen. Die Landungen der am Seeflug-Wettbewerb beteiligten Flugzeuge fanden lebhaftes Interesse, das noch durch einen Vortrag über die Entwicklung des Flugwesens und der Luftfahrzeuge unterstützt wurde.

Eine Dünenwanderung unter Führung eines Norderneyer Lehrers gab uns einen Einblick in die verhältnismäßig reiche Pflanzenwelt und den Aufbau der Insel und veranschaulichte den Kampf der Inselbewohner um ihre Scholle. Auch die riesige Blinkfeueranlage des Leuchtturmes durften wir besichtigen und hörten Näheres über Zweck und Bedeutung der Leuchttürme. Die noch auf Norderney vorhandenen Batterien und Befestigungsanlagen und die Schießtechnik

auf große Entfernungen erklärte uns sehr anschaulich der Kommandant der Insel.

Ein Nachmittag war den sportlichen Wettkämpfen der Lehrlinge gewidmet. In zähem Ringen wurde der Dreikampf im Steinstoßen, Weitsprung und Wettkampf ausgetragen. Der anschließende Geländelauf brachte manche schwierige Hindernisse und stellte dadurch hohe Anforderungen an den einzelnen. Elf Preise, Andenken an Norderney, waren gestiftet worden, die Herr Dellwig mit einer Ansprache und dreifachem „Gut Heil“ den Siegern überreichte.

Die vorgesehene Besichtigung der Vogelschutz-Insel Memmert mußte leider ausfallen, da der stürmische Seegang eine Landung dort nicht gestattete.

Die nahen Dünen und die Abenddämmerung waren so recht geeignet, sich in Räuber- und Versteckspielen auszutoben; und das haben unsere Lehrlinge weidlich ausgenutzt.

Nur allzu schnell vergingen die schönen, genussreichen Ferientage, aber in froher Erinnerung und voll Dankbarkeit blickten alle Teilnehmer auf dieses Erlebnis zurück.

In der Nacht vom 29. zum 30. Juli landeten wir wieder in Gelsenkirchen.

Eine besondere Genugtuung für uns Leiter, die wir die Jugend bei ihrem Ausflug an die See begleiteten, war das tadellose, muster-gültige Verhalten auf der ganzen Fahrt. An dem Vergnügen hatten auch die Badegäste ihr Teil. Mit sichtlich Freude sahen sie uns nach, wenn wir singend durch die Straßen zogen. Und die Wirte, die mit der Verpflegung und Unterkunft unserer Jungens nicht sparten, spendeten gerne Lob und Anerkennung für ihr bescheidenes und gesittetes Betragen.

Kr.

Deutsche Leichtathletik-Meisterschaften.

Das Ergebnis der Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften im Waderstadion zu Leipzig bildet eine gewaltige Quittung über den Erfolg der systematischen Arbeit des Reichsportlehrers Weiker. Es hat sich gezeigt, daß wir mit der Vorbereitung für die Welt-Olympiade 1928 in Amsterdam auf dem richtigen Wege sind, und daß wir in jeder Konkurrenz nicht nur über einen Mann verfügen, sondern daß die Endkämpfe in dem einzelnen Wettbewerb fast durchweg gleichwertige Gegner vereinte. Bei aller Anerkennung der gleichmäßigen, ganz hervorragenden Leistungen unserer Kurzstreckengarde, die ja auch bei den englischen Meisterschaften in London in vorderster Linie gestanden hat, darf man die Weltrekordzeit des jungen, glänzend veranlagten deutschen Meisters Körnig, der die 100 m in 10,3 Sekunden durchlief, nicht ganz ernst nehmen. So leicht fallen keine Weltrekorde und wir glauben kaum, daß Körnig eine derartige Zeit ohne Rückenwind erzielen konnte. Sogar Wege und der Essener Dreiholz liefen Weltrekordzeit!! Ebenso traf Houben und die beiden nächsten dicht bei der Rekordgrenze ein.

Die Zeiten der Mittelstrecken sind nicht besonders wertvoll, weil das Feld unterwegs stark hummelte. Dr. Pelker, der Sieger im 1500-m-Lauf, hätte besser daran getan, sich nicht nur mit dem Titel zu schmücken, sondern auch eine Meisterleistung zu zeigen. Das Ausland betrachtet die Zeiten besonders kritisch.

In der 800-m-Strecke lag das Ende zwischen Engelhardt (Darmstadt) und Böcher (Berlin). Böcher gewann mit 1½ m Vorsprung.

Besonders erfreulich ist der neue deutsche Rekord Dr. Pelkers über 400-m-Hürden. Bei dieser Konkurrenz ließ er den vorjährigen Meister Trohbach sicher 10 m hinter sich.

Besonders zu erwähnen ist noch der famose Sprung Dobermanns. Der talentierte Kölner sprang in der Endrunde glatt 7,36 m und stellte hiermit einen neuen Rekord auf. Aber auch Schumacher (Hamburg) und Hoffmann (Leipzig) übersprangen die 7-m-Marke.

Der Durchschnitt der Stabhochspringer stand auch auf beachtenswerter Stufe. Acht Mann allein leisteten die 3,40 m. Allerdings langte es dann zu besonderen Leistungen nicht, da die Absprungstelle zu weich war. Mit 3,60 m gewann Möbius (Saalfeld) diese Konkurrenz. (S. „Zeit im Bild“.)

Auch für den Hochsprung war die Absprungstelle zu weich und zu glatt, so daß Huhn (Jena) und Beh (Berlin), bei 1,80 m Schluß machen mußten.

Im Riegelstoßen konnte der Rekordmann Brechenmacher (Frankfurt) nicht zu seiner gewohnten Form auflaufen und mußte den Titel im besthändigen Stoß an Schröder (Dortmund) abgeben, während er im beidarmigen Stoßen noch einmal seine Überlegenheit beweisen konnte.

Im Speerwerfen kommen wir nach und nach der 60-m-Grenze näher. Denn Zimmermann (Breslau), Molles (Rönigsberg) und Dr. Lüdke (Berlin), der Altmeister, kamen alle über die 57-m-Grenze. Alles in allem können wir also mit dem Ergebnis der deutschen Meisterschaften durchaus zufrieden sein und vertrauensvoll der Olympiade entgegensehen.



Technische Gedenktage für September.

3. 9. 1835. Die Lokomotive für die erste deutsche Eisenbahn Nürnberg—Fürth kommt nach Deutschland.
6. 9. 1863. Philipp Reis hält dem Kaiser von Österreich einen Experimentalvortrag über sein Telephon.
7. 9. 1895. Julius Eduard Reinecker in Chemnitz gest. Begründer der Fabrikation von Präzisionswerkzeugen.
8. 9. 1894. Hermann Ludwig Ferdinand von Helmholtz in Charlottenburg gest. Er ist der Begründer der neuzeitlichen Physik. Seine Stärke beruht auf der Durchdringung alles Naturgeschehens mit mathematischer Denkweise und Genauigkeit.
9. 9. 1737. Luigi Galvani in Bologna geb. Er machte zuerst auf die Erscheinungen der Berührungselektrizität aufmerksam, die man nach ihm Galvanismus nannte.
9. 9. 1915. Ernst Schieß in Erkrath bei Düsseldorf gest. Er entwickelte als erster in Deutschland in Düsseldorf großzügig den Werkzeugmaschinenbau, besonders die Konstruktion von großen Werkzeugmaschinen zur Bearbeitung schwerer Maschinenteile.
11. 9. 1886. Ludwig Loewe in Berlin gest. Begründer der bekannten Gewehrfabrik, mit der er die Waffen- und Munitionsfabrik Mauser in Oberndorf a. N. vereinigte.
11. 9. 1816. Karl Zeiß in Weimar geb. Begründer der weltbekannten optischen Zeißwerke.
14. 9. 1840. Heinrich Lueg zu Sterkrade geb. Gründete mit Ludwig und Franz Haniel die große Maschinenfabrik Haniel & Lueg in Düsseldorf. Sein besonderes Verdienst ist das Zustandekommen der beiden großen rheinisch-westfälischen Industrieausstellungen von 1880 und 1902 in Düsseldorf, die den Weltruf der gesamten deutschen Industrie festigten.
15. 9. 1842. Franz Haniel in Ruhrort geb. Mitbegründer der Firma Franz Haniel & Lueg. Die Entwicklung der Gutehoffnungshütte ist mit seinem Namen untrennbar verbunden.
17. 9. 1895. Johann Siegmund Schudert in Wiesbaden gest. Große Verdienste um die Elektrizität. 1883 löste er als erster richtig mit der Parallelschaltung von Glühlampen und der paarweisen Verbindung von Bogenlampen die Frage der Stromverteilung.
21. 9. 1757. Mac Adam in Ayr (Schottland) geb. 26. November 1836 in Molfat (Schottland) gest. Er hat sich zuerst planmäßig um Durchführung eines guten und einheitlichen Straßenbaues bemüht. Seine Art und Weise, besonders für Grundierung und Unterbau, hat heute noch Gültigkeit.
25. 9. 1541. Philipp Theophrast v. Hohenheim, gen. Aurelius Bombastus Paracelsus, in Salzburg gest. Sein Leben bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der Chemie und Medizin. Mit rücksichtsloser Kühnheit riß er das morsche Gebäude der bisherigen philosophischen, medizinischen und chemischen Lehren ein, wodurch er sich den tödlichen Haß der Gelehrtenwelt zuzog, der noch heute in dem Wort „Bombast“ fortlebt. Er wandte zuerst in der Heilkunde, was damals unerhört war, chemische Mittel an, wie Höllenstein, Kupfervitriol, Sublimat, graue Salbe, Bleizucker, Wismut- und Antimonverbindungen, verdünnte Schwefelsäure mit Weingeist, Eisentinkturen und Laudanum. Der Haß der Gelehrten führte seinen gewaltsamen Tod herbei.
25. 9. 1800. Jean Dollfus in Mülhausen im Elsaß geb. Einer der hervorragendsten Männer als Neuerer auf dem Gebiete der Textilindustrie, besonders der Baumwolle- und Seidenspinnerei.
27. 9. 1825. Beginn des Personenverkehrs mit der Dampfbahn in England.
29. 9. 1920. Eröffnung der Radiostation Nauen.
30. 9. 1829. Franz Reuleaux, der vielseitige Techniker, zu Eschweiler geb. Er prägte auf der Weltausstellung in Philadelphia Mitte der 70er Jahre in bezug auf die deutsche Industrie das geflügelte Wort „Billig und schlecht!“, wodurch er eine vollkommene Wendung zum Besseren herbeigeführt hat.
30. 9. 1861. Karl Duisberg, Dr.-Ing. e. h., Generaldirektor der Farbenfabriken vorm. Bayer & Co., Leverkusen, in Barmen geb.
30. 9. 1913. Rudolf Diesel auf der Fahrt nach England gest. Erfinder des Dieselmotors. Krupp in Essen und die Maschinenfabrik Augsburg haben seine Gedanken gemeinsam in Augsburg zuerst praktisch erprobt und in harter Arbeit zur Vollendung gebracht. Diesel selbst hat die Entwicklung seiner Schiffsmaschine und ihre Einführung auf zahlreichen Schiffen noch erlebt. v. W.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 6 (VI. Jahrgang, September 1926): Reichshenkel? S. 1.— Der Ingenieur als Erzieher. Von Prof. Dr. Horneffer, Sieben. S. 3. — Blindenarbeit: I. Arbeit, nicht Mitleid! Von stud. phil. Georg Baxt (blind). S. 7. — II. Blindenarbeit in der Industrie. Von Paul G. Thürmer (ill.). S. 9. — Steinkohlenbergbau in China. Von Bergwerksdirektor O. Lehmann. S. 12. — Gedanken von Carlyle. S. 15. — Roman: Gipfel und Abgrund. Von Gregor Samarow (ill.). S. 16. — Die Zugspitzbahn. Von H. Böttcher (ill.). S. 20. — Das neue Staatliche Museum für Völkerkunde in Berlin. Von Prof. Dr. A. Schachtzabel (ill.). S. 28. — Große Ausstellung Düsseldorf

1926. V. Teil (ill.). S. 30. — Der Große Hunger. Drei Ausschnitte aus einem Roman von Johann Bojer. S. 32. — Der Mann an der Spitze. Von Herbert A. Casson. S. 36. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. S. 37. — Zeit im Bild. S. 38. — Turnen, Sport und Spiel: Der Triumph des deutschen Sports (ill.). S. 43. — Was brachte der Sporthochsommer? S. 44. — Nordseefahrt (ill.). S. 45. — Deutsche Leichtathletik-Meisterschaften. S. 46. — Schach und Rätsel. S. 47. — Technische Gedenktage. S. 48. — Kunstdruckbeilage: „Stahlhaus—Süd“.

Vermerk der Schriftleitung: 1. Auf vielfachen Wunsch bringen wir als Kunstdruckbeilage eine vergrößerte Wiedergabe des Titelbildes der August-Nummer „Stahlhaus—Süd“. 2. Die beiden Aufsätze „Die Zugspitzbahn“ und „Arbeit, nicht Mitleid!“ verdanken wir den „Siemens-Mitteilungen“, in denen sie zuerst veröffentlicht wurden.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke, Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf, Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch die Post, den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12,— M., Einzelheft 1.20 M. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8,50 M., Einzelheft 0,80 M.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6,— M., Einzelheft 0,50 M. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahres werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unerlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher 1611.